

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2002 117. Jahrgang

Oberfranken als Chance der Kirche

Zur Zukunft der Kirche an der Peripherie

Wenn von Oberfranken derzeit die Rede ist, sind es meistens Krisenszenarien oder Krisenmeldungen. Dies gilt sowohl politisch als auch wirtschaftlich und in gewisser Weise auch kirchlich. Als Krisenmerkmale werden Bedeutungsverlust, materielle Schwierigkeiten und eine zunehmende Verschlechterung der Stimmung in Oberfranken angeführt. Das passt so gar nicht mit der »Siegementalität« anderer Teile Bayerns zusammen. Was bedeutet also die sogenannte Krise Oberfrankens für die evangelisch-lutherische Kirche im Kirchenkreis Bayreuth?

Im Jahr 2000 erschien in zweiter Auflage das Buch »Hamburg als Chance der Kirche. Zur Zukunft der Großstadtkirche«. Die Arbeitsstelle Kirche und Stadt am Institut für Praktische Theologie der Universität Hamburg hat damit vorgebracht, wie Kirche mit Krisen umgehen kann. Die Lage in Hamburg in den 90er Jahren war deutlich schwieriger, als sie heute in Oberfranken ist. Gerade mal noch ein Drittel der Hamburger bekannten und bekennen sich zur evangelisch-lutherischen Kirche. Und »die Kirche in Hamburg befindet sich in einer ernsten ökonomischen Krise«, die auch enorme Auswirkung auf die Arbeit in Gemeinden und Kirche hatte und hat.

In dieser Situation geben Pastorinnen und Pastoren, Theologie-Dozenten und engagierte Laien einem Buch den Titel: »Hamburg als Chance der Kirche«. Sie verstehen Krise nicht als etwas, das entmutigt, sondern entdecken vielmehr Herausforderungen, Schätze und Aufbrüche, die motivieren. Der Vers aus dem 2.Timotheusbrief »Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gege-

ben, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit« steht programmatisch hinter diesem Versuch. Und der Versuch ist, so bestätigt die Lektüre des Buches wie auch die Tatsache einer zweiten Auflage, wirklich gelungen.

Zurück nach Oberfranken. Das Gegenteil von Jammern ist Gott danken. Wer Gott dankt für all das, was er uns in Schöpfung und Geschichte geschenkt hat, der wird frei für die Herausforderungen der Zukunft in der Gegenwart. Deshalb möchte ich, nach der Struktur des Hamburger Buches, zumindest eine Skizze davon zeichnen, was es heißt, die Krise in Oberfranken als Chance anzunehmen.

Hier sei noch eine Bemerkung dazwischengeschoben. Während der Kontext Hamburgs in Nordelbien der Gegensatz Weltstadt - ländlich/kleinstädtische Gemeinden (Schleswig-Holstein) ist, drehe ich für Bayern diese Richtung um. Programmatisch heißt das, der struktur- und kirchenpolitischen Peripherie Bayerns den theologischen Vorzug vor den Zentren München und Nürnberg zu geben. Anders ausgedrückt: Ich sehe die Situation der Kirche in Oberfranken als Chance für die gesamte bayerische Landeskirche, auf ihrem Weg in die Zukunft Gottes zu lernen. Dazu gehe ich analog zu dem Hamburger Buch einen Dreischritt: erstens sichte ich »Traditionen«, zweitens entwickle ich »Perspektiven« kirchlicher Arbeit in Oberfranken und drittens schildere ich bereits vorhandene »Konkretionen« zukunftsweisender Arbeit.

Inhalt

■ Artikel

Dr. Christian Frühwald,
Oberfranken als Chance
der Kirche 177

Julia Helmke,
Stellungnahme des bayerischen
Theologinnenkonvents 179

Dr. Wolfgang Schürger,
Gelebte Vielfalt in christlicher
Verantwortung 180

Dr. Wolfhart Schlichting,
Geht der Schwule »gerechtfertigt
hinab in sein Haus?« 186

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 194

Brigitte Ertl,
GVEE aktuell 189

Dr. Wolfgang Dietzfelbinger,
»...er hörte mit seiner schönen
Intensität beteiligten
Schweigens zu« 190

■ Aussprache

Dr. F. Zimmer, U.B.Ahrens,
Traumberuf Pfarrer 191

Johannes Eunicke,
Fünf Jahre für Visionen 191

Hermann Blendinger,
Ausgewählte Häppchen 192

Dr. Frank Zimmer,
Lernen oder Labern 192

Ivo Huber,
Kaum nachvollziehbar 193

■ Hinweis

PfarrerInnenverein,
Aufruf des Wahlausschusses 185

■ Bücher

Martin Ost,
H. Gärtner, O Gott, mein Kind
will beten! 194

■ Ankündigungen

195

I. Traditionen:

Oberfranken ist eine Region mit vielen unterschiedlichen Frömmigkeitsprägungen und kirchlichen Situationen. Die Unterschiede zwischen Ostoberfranken (Hof, Naila, Selb) und dem Coburger Land sind – sowohl was die Frömmigkeit als auch die kirchliche Gestalt betrifft – enorm. Zwischen einer eher am ersten Artikel orientierten Frömmigkeit im Coburger Land, für die Gottesdienstbesuch nicht zum Profil christlichen Lebens gehören muss, und den erwecklichen Bewegungen am anderen Ende des Kirchenkreises liegen Welten der Gestaltung und des Erlebens von Kirche und Glauben.

Den verschiedenen Regionen gemeinsam ist eine noch immer starke Verzahnung von kirchlichem und sonstigem öffentlichen Leben. Kirche spielt in der Gesellschaft und auch in den Medien noch immer eine große Rolle. Die Kirchtürme, die die Dörfer in Oberfranken überragen und auf das Reich der Himmel verweisen, seien dafür exemplarisch genannt. Kirche ist im Dorf (noch) präsent. Glaube wird noch immer personell repräsentiert durch die Pfarrerin/den Pfarrer. Menschen lassen sich für die Mitarbeit in Gemeinde und Diakonie gewinnen. Nicht nur kunstgeschichtlich sind Kirchen und Sakralgegenstände in Oberfranken bedeutend, sondern sie werden auch als lebendige Zeugen des Glaubens von Gemeinden wieder in Gebrauch genommen.

Die evangelisch-lutherische Kirche in Oberfranken besitzt in ihren Menschen, in ihren Gebäuden, in ihrer Vielfalt und in ihrer langen Geschichte reiche Schätze. Nicht als Schätze, die verrotten und von den Motten gefressen werden, sondern Schätze, die Menschen Wege zum Glauben eröffnen, so wie die zum Himmel ragenden Kirchtürme auf Gott weisen.

II. Perspektiven

Die geringe Attraktivität Oberfrankens unter der Pfarrerschaft, die Stellenreduzierung und die wirtschaftliche Situation in Nordbayern hat die Gemeinden gezwungen, neue Wege zu gehen. Aber auch die Grenzlage zu Thüringen, Sachsen und Tschechien bringt für die Existenz der Gemeinden in Oberfranken ganz neue Herausforderungen, die angenommen werden müssen.

Die Gemeinden und Dekanate in Oberfranken versuchen auf ihre je eigene Weise, strukturell und theologisch auf

die Veränderungen zu reagieren. Ein Weg ist die Konzentration auf den Kernbereich gemeindlicher Arbeit auf dem Land, Gottesdienst und Seelsorge. Andere versuchen über gegenseitige Unterstützung und Aufbringen eigener Mittel Schwerpunkte in bestimmten Arbeitsfeldern zu setzen. Verstärkt bringen sich Ehrenamtliche verantwortlich in Gemeindeleitung, Gottesdienst und Seelsorge ein. Innovation wird oft nicht mehr als Bedrohung, sondern als Chance verstanden und praktiziert.

Die Vielfalt der liturgischen, theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Prägung lässt noch auf viele erfolgreiche Schatzsuchen hoffen. Dazu bedarf es der Kooperation zwischen Theologinnen und »einfachen« Gemeindegliedern, Architekten und Kunsthistorikerinnen, Erzieherinnen und Pädagogen, um in einem offenen Prozess die Schätze in den Gemeinden zu heben und für das Gemeindeleben fruchtbar zu machen. Die Erfahrungen in der mir zugewiesenen Pfarrei bestätigen die Ergebnisse meiner Forschung. Diese Schatzsuche ist nicht konfliktfrei, aber auch das ist eine Perspektive der oberfränkischen Kirche. Konflikte ermöglichen es Kirche erst, Profil zu gewinnen, sowohl nach innen als auch nach außen. Gemeinde wird so erst begreifbar und wahrnehmbar.

Eine dritte Perspektive ist die Grenzüberschreitung. Durch die Lage an den neuen Bundesländern und Tschechien ist Oberfranken zumindest in Teilen in besonderer Weise zur Grenzüberschreitung angehalten. Im Miteinander mit den Gemeinden in den Gebieten der ehemaligen DDR und der Tschechoslowakei stellen sich Fragen der Zukunft von Kirche ganz neu. Formen solidarischen und kritischen Miteinanders werden entwickelt und müssen noch entwickelt werden. Die Konfrontation der von mir betreuten Gemeinden – direkt an der Grenze gelegen – mit der Nachbarpfarrei in Thüringen ist eine spannende Angelegenheit, die Kraft kostet, sich aber theologisch und spirituell lohnt. Wer die Situation dort zu seiner Sache macht, bekommt auch von seinem eigenen Kontext eine neue Sicht.

III. Konkretionen

Zum zweiten Mal hat der Regionalbischof des Kirchenkreises Bayreuth, Wilfried Beyhl, einen Kirchenkreiskalender herausgegeben. Darin werden die von gehobenen Schätze dargestellt. Ausgehend von der Struktur des Kir-

chenjahres, beginnend mit dem ersten Advent und in den liturgischen Farben gehalten, werden Traditionen (z.B. die große Landschaftskrippe in Bischofsgrün) und Perspektiven (z.B. die Grenzkapelle in Burggrub) konkretisiert. Der Kalender ist so selbst eine Konkretion, eine Möglichkeit Schätze in unseren Gemeinden zu heben, darzustellen und zum Nach-Denken anzuregen.

Ein Beispiel für die Grenzüberschreitung, menschlich und theologisch unbedingt erforderlich, ist der Euregionale Kirchentag, der 2003 zum sechsten Mal stattfinden wird. Evangelische Christen aus Sachsen, Thüringen, Böhmen und Oberfranken kommen zusammen, um ihren Glauben zu feiern und für die Verständigung über die Grenzen hinweg zu arbeiten. Grenzen werden überschritten, auch wenn es manchmal Kraft kostet.

Seit Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat sich im zu großen, unübersichtlichen Dekanat Coburg die Struktur der Ephorien bzw. Regionen herausgebildet. In Anknüpfung an die historischen Strukturen der einst selbständigen Coburger Landeskirche hat sich vor allem die Ephorie Rodach als feste Größe entwickelt. 17 Kirchengemeinden in 8 Pfarreien arbeiten und feiern fest miteinander. Die Pfarrerrinnen, Pfarrer und der Diakon treffen sich wöchentlich zur Dienstbesprechung. Man unterstützt sich nicht nur durch Vertretung und Predigttausch, sondern auch durch Balintgruppe, Übernahme einzelner Aufgaben durch einen für alle und die enge geistliche und persönliche Gemeinschaft. Das schafft Konflikte, die jedoch ausgetragen werden (können), was in unserer Kirche nicht immer der Fall ist. Kreative Ideen wie die Verknüpfung aller Kirchen (auch der katholischen) durch Kirchwege können umgesetzt werden. Die Ephorie ist in den Köpfen der Gemeinden, was das enge Kirchturmdenken immer schwerer macht. Die Ephorie Rodach ist somit kirchliches Regionalmanagement par excellence.

Diese wenigen Konkretionen machen es deutlich: die Kirche im Kirchenkreis Bayreuth ist im Aufbruch. Historisches aufnehmend, gestaltet sie ihre Gegenwart mit viel Liebe, Einsatz und Kreativität und gewinnt so den Raum, um auch in Zukunft Menschen nicht vom Evangelium fernzuhalten. Nicht Begegnung mit dem Heiligen allein ist das, sondern die Einladung zum Glauben an Jesus Christus. Das ist und bleibt die

Aufgabe jeder Kirche, jeder Gemeinde Jesu Christi an jedem Ort und zu jeder Zeit.

IV. Ausblick

Die evangelisch-lutherische Kirche in Oberfranken kann mit Selbstbewußtsein in die Strukturdebatte unserer Kirche gehen. Dieses Selbstbewußtsein gründet in der Gewißheit, dass sie eine mit Glaubensschätzen reich beschenkte Kirche ist. Diese Gaben sind eine Aufgabe, der sie sich offen stellen muss. Sie kann als Kirche in einer Region in der Krise den anderen Regionen in unserer Kirche zeigen, dass gerade die Gemeinden an der Peripherie wichtig in der Kirche Jesu Christi sind. Dies gilt nicht nur für das Verhältnis Oberfranken und Bayern, sondern auch für Brasilien und Deutschland, für Papua-Neuguinea und Europa, für Tansania und die USA. Denn die Schätze des Glaubens liegen selten im Zentrum, sondern meistens unbeachtet am Rand des Geschehens.

*Christan Frühwald,
Pfarrer in Gauerstadt-Breitenau*

Anmerkungen:

1. Es ist der Band 8 der Reihe »Kirche in der Stadt«, eb-verlag Hamburg.
2. Ebd. 189.
3. Herbert Lindner, Gemeindegarbeit in Oberfranken, Rummelsberg 1989, 15.
4. Der Verfasser des Artikels hat in seiner Dissertation »Den Frieden feiern. Gemeindeaufbau zwischen biblischem Leitmotiv und Fest«, erschienen 2002 in Hamburg, das Konzept der gemeindlichen Schatzsuche als ein Weg des Gemeindeaufbaus anhand einer oberfränkischen Gemeinde entwickelt und beschrieben.
5. In der Ephorie Rodach wurden alle Kirchen durch eigens angefertigte Kirchwegschilder verbunden. Ein Faltblatt lädt Menschen zum Wandern, Kirchenbesuch und Einkehren in hiesige Gasthäuser ein.

70 neue Chorsätze (65 aus dem EG) leicht singbar,

vierstimmig und dreistimmig (wo die Männer fehlen) zu den verschiedenen Kirchenjahreszeiten (davon 20 zur Advents- und Weihnachtszeit)
Preis: 10 Euro + 1 Verp./Porto
Überschuss geht an das Kinderheim »Friedenshort« in Neuendettelsau

Bestellungen an:

Christoph Richter, Birkenreuth 48,
91 346 Wiesenttal
Tel.: 0 91 94 - 72 47 61 (F.62)

Lebensformen der Pfarrerinnen und Pfarrer

Einladung zur Diskussion

Beim Thema Homosexualität im Pfarrhaus« kommt vieles zusammen, was ein Gespräch unmöglich machen kann:

Über Sexualität kann man nicht wie über einen Gegenstand außerhalb der eigenen Person reden – wenn man darüber überhaupt reden kann. Ängste, Hoffnungen, Erfahrungen, Tabus spielen – oft uneingestanden – eine große Rolle.

Es geht um Bibelauslegung und den schmalen Grat zwischen Anpassung an einen Zeitgeist und einen Fundamentalismus, der die Geschichtlichkeit biblischer Texte leugnet. Die gesellschaftliche Entwicklung hat in den letzten Jahren eine zunehmende Differenz zwischen kirchlicher Tradition und gesellschaftlicher Wirklichkeit geschaffen. Historisch-kritisch Selbstverständliches hat man der Gemeinde lange Zeit »erspart«: bei diesem Thema ist dies nicht mehr möglich. Entscheidungen werden genau beobachtet und bedürfen der Begründung. Schließlich geht es um das Pfarrhaus: Gibt es eine Sonderethik für im Pfarrhaus Lebende? Oder kann, muß, soll man von Pfarrerinnen und Pfarrern anderes erwarten als von »normalen« Gemeindegmitgliedern?

Die Antworten sind – nicht nur für Betroffene – oft Bekenntnisfragen. Nicht mehr Dogmatik, Ethik droht Christen zu trennen.

Es besteht wenig Hoffnung auf eine sachliche Diskussion. Ausweichen können wir dem Thema auf Dauer freilich nicht. Im Frühjahr hat der Theologinnenkonvent ein Papier zum Thema veröffentlicht. Das KORRESPONDENZBLATT möchte diese Diskussion aufnehmen und hat zwei profilierte Vertreter unterschiedlicher Positionen um Artikel zum Thema gebeten. In unserem Blatt ist vielleicht, hoffentlich, möglich, was in den »offiziellen« »nachrichten« kaum denkbar ist: Das Spektrum der Meinungen darzustellen und eine Diskussion anzustoßen.

Wie bei allen Artikeln im Blatt gilt auch hier: Sie geben immer nur die Meinung ihrer Verfasserinnen und Verfasser wieder. Der PfarrerInnenverein bietet hier eine Plattform der Diskussion mit einer begrenzten Öffentlichkeit. Es wäre schön, wenn dies – auch über das Thema hinaus – begriffen und angenommen würde.

Wir wünschen uns genaues Hinhören, ehrliche Fragen und Antworten. So könnten wir vielleicht unserer Kirche bei diesem schwierigen Thema helfen, einen Weg zu finden.

Martin Ost

Stellungnahme des bayerischen Theologinnenkonvents

In letzter Zeit gab es in der ELKiB für lesbische Pfarrerinnen und schwule Pfarrer immer wieder Probleme bei der Stellenbesetzung.

In einem Fall hatte zwar der Landeskirchenrat das Besetzungsrecht einer Pfarrstelle, aber der Kirchenvorstand sollte vor der Besetzung über die Lebensform der Pfarrerin (ausgewählte Kandidatin für die Stelle) informiert werden. Die Besetzung der Pfarrstelle sollte dann von der Zustimmung oder Ablehnung des Kirchenvorstandes abhängig gemacht werden. Dies ist im Verhältnis zum gängigen Besetzungsverfahren (siehe PfStBo § 2 und § 15 Abs. 1) eine deutliche Benachteiligung für lesbische Pfarrerinnen bzw. schwule Pfarrer.

Der Wunsch der Pfarrerin, mit ihrer langjährigen Lebensgefährtin im Pfarrhaus zu wohnen, so wie es (z.T. sogar un-)verheiratete PfarrerInnen auch tun dürfen, wurde ihr von der Kirchenleitung von vornherein verwehrt.

Sowohl die Art des Besetzungsverfahrens bei schwulen Pfarrern und lesbischen Pfarrerinnen als auch das Thema »Leben im Pfarrhaus von lesbischen Pfarrerinnen und schwulen Pfarrern – mit Partnerin/Partner« ist in unserer Kirche immer noch ein Tabuthema.

Wir möchten darauf hinwirken, dass in unserer Kirche offen und fair mit lesbischen Pfarrerinnen und schwulen Pfarrern umgegangen wird. So wie es schon in einige Gemeinden der Fall ist, in de-

nen lesbische Pfarrerinnen und schwule Pfarrer mit großer Wertschätzung ihre Arbeit tun und ihre Partnerschaft weitgehend offen und angstfrei leben können.

Diese Stellungnahme soll ein Beitrag dazu sein, dass dieses offene Klima überall in unserer Kirche Wirklichkeit wird.

Folgende Punkte sind uns dabei ein Anliegen:

- Pfarrerinnen und Pfarrer, die in lesbischen bzw. schwulen Lebensgemeinschaften leben, sollen sich in einem angstfreien Klima in Kirchengemeinden präsentieren können. Dabei sollte es ihnen überlassen bleiben, ob sie ihre Lebensform offen legen wollen oder lieber für sich behalten. Ebenso sollten sie nicht gezwungen werden, ihre Partnerin/ihren Partner verleugnen zu müssen.
- Kirchenleitung und Kirchengemeinden sollen ihrer Pfarrerin/ihrer Pfarrer ermöglichen, dass diese/dieser gemeinsam mit Partnerin/Partner im Pfarrhaus leben kann. Dies sollte die Pfarrerin/der Pfarrer je nach Wunsch mit der Gemeinde selbst regeln können und dabei von der Kirchenleitung unterstützt werden.
- Eine segnende Begleitung soll auch im öffentlichen Rahmen möglich sein.

Folgende Argumente stützen unsere Anliegen:

1. Die biblische Hermeneutik

In der Diskussion um ein Verständnis biblischer Aussagen (hier besonders Röm 1) zum Thema gleichgeschlechtliche Sexualität ist uns wichtig zu betonen, dass diese Aussagen zeitgebunden zu verstehen sind.

Das Wissen um die Zeitgebundenheit mancher biblischer Aussagen ist uns als Theologinnen wichtig, gerade auch im Bezug auf das Rollenverständnis. So ist z.B. in der Bibel eine eigenständige, verantwortliche Rolle der Frau, die nicht vom Mann abgeleitet ist, zumeist ausgespart (vgl. z.B. Eph. 5,23).

Ähnlich verhält es sich mit schwulen und lesbischen Partnerschaften. Eine gleichberechtigte, liebevolle Partnerschaft, wie sie heute von schwulen und lesbischen Menschen gelebt wird, ist weder bei Paulus noch im Alten Testament im Blick.

2. Qualität der Beziehung

Die »Leitlinien kirchlichen Lebens« betonen: »Wenn also Altes und Neues Testament von Liebe reden, meinen sie mehr als die eheliche Liebe von Mann und Frau. Es wird damit die in Gottes Schöpfung gegründete liebevolle Bezo-genheit aller Menschen bezeichnet...« (S.41, Z.25-27).

Diese Liebe findet sich auch in schwulen und lesbischen Partnerschaften. Die Leitlinien benennen dies ausdrücklich: »...auch zwischen gleichgeschlechtlich orientierten Christinnen und Christen, die achtsam, fürsorglich, liebevoll und verzeihend miteinander umgehen, kann sich die von Gott ermöglichte und gebotene Liebe verwirklichen.« (S.44, Z.18-20)

Zudem verstehen wir auch Sexualität als gute Gabe Gottes. Sie kann in vielfältigen Lebensformen gelebt werden. Ein wichtiges Gebot für einen verantwortlichen Umgang in einer Partnerschaft ist vor allem im Doppelgebot der Liebe zu finden. Dieser Maßstab gilt sowohl für Ehen als auch für andere Formen der Partnerschaft.

Dabei kann nicht die Form der Beziehung der zentrale Maßstab für eine

Partnerschaft sein. Dieser sollte vielmehr durch die Qualität der Beziehung (Treue, Verantwortliches Miteinanderleben und Wertschätzung) bestimmt werden.

3. Segenshandlungen

Auf der Synode in Fürth 1993 ist die Segnung von lesbischen und schwulen Paaren befürwortet worden. Wir wünschen uns, dass diese Segnung nicht in einer Art »Winkelmesse« praktiziert werden muss, sondern ihren Platz in einem Gottesdienst hat, der nach reformatorischem Verständnis konstitutiv öffentlich ist. Dabei sind für uns unter anderem Christinnen und Christen im Blick, die in einer eingetragenen Partnerschaft leben und sie in ihrer Gemeinde unter den Segen Gottes stellen wollen.

Es sollte in unserer Kirche Orte geben, in denen lesbische und schwule Menschen ihr Angenommensein durch Gott und die Akzeptanz ihrer Partnerschaft (z.B. durch eine Segnung) erfahren können.

Pappenheim, Januar/Februar 2002

*Julia Helmke, München,
für das Leitende Team
des Theologinnenkonvents*

Gelebte Vielfalt in christlicher Verantwortung

Die Verabschiedung des sog. »Lebenspartnerschaftengesetzes« (LPartG) durch den Deutschen Bundestag im August letzten Jahres hat in den meisten Kirchen der EKD eine Diskussion wieder in Gang gebracht, die Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts zwar in den meisten dieser Kirchen begonnen, aber aufgrund der Vehemenz der Kontroverse nie wirklich zu einer Klärung geführt hat: die Diskussion um die Stellung gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in unseren Kirchen und Gemeinden. Nach den zaghaften Öffnungen während der ersten Diskussion merken immer mehr Pfarrkapitel, dass sie durch das LPartG zu einem neuen Nachdenken herausgefordert sind: wie sollen sie reagieren, wenn zwei Frauen oder zwei Männer anlässlich der Eintragung ihrer Partnerschaft um einen Segnungsgottesdienst bitten?

Die Unsicherheiten, die mir während verschiedener Vorträge der letzten Mo-

nate immer wieder begegnet sind, erstrecken sich auf mehrere Bereiche:

- Viele Kolleginnen und Kollegen merken, wie wenig sie Lebenszusammenhänge und Lebensformen von Lesben und Schwulen kennen, und fühlen sich unsicher, wie sie diese adäquat (kasusbezogen!) wahrnehmen sollen. Mitunter spielt hier auch die Frage nach der humanwissenschaftlichen Beurteilung von Homosexualität eine Rolle.
- Viele Kolleginnen und Kollegen fragen, wie mit den biblischen Aussagen zu Homosexualität umgegangen werden könnte und wie dieser Umgang in den Gemeinden vermittelt werden kann.
- Daran anschließend stellen viele die Frage nach möglichen ethischen Kriterien für gleichgeschlechtliches Leben und Lieben.
- Und schließlich fühlen sich viele verunsichert hinsichtlich der Konsequenzen, die eine (weitere) Öffnung

für unseren Umgang mit Lebensformen im allgemeinen mit sich bringen könnte

Mit meinen Überlegungen möchte ich dazu beitragen, diese Unsicherheiten zu überwinden. Im Kontext des **KORRESPONDENZBLATTES** wird darüber hinaus auch auf die Frage einzugehen sein, welche Konsequenzen aus dieser Reflexion über gleichgeschlechtliches Leben und Lieben für Stellung, Leben und Arbeiten gleichgeschlechtlich l(i)ebender Kolleginnen und Kollegen in unseren Kirchen zu ziehen sind.

1. Wenn Männer Männer und Frauen Frauen lieben...

»Liebe«, wie wir sie heute verstehen, ist eine Konstruktion der Romantik. Diese Vorbemerkung vorausgeschickt, lässt sich aber feststellen: Männer, die Männer lieben, und Frauen, die Frauen lieben, gab und gibt es in den verschiedensten Kulturkreisen und zu den verschiedensten Zeiten. Die (kulturanthropologische) Literatur hierüber ist inzwischen Legion. Ein für unseren Kulturkreis spätneuzeitliches Phänomen ist allerdings, dass diese Liebe ihren Ausdruck in festen und gesellschaftlich anerkannten Formen von Partnerschaft findet. In der deutschen Geschichte sind solche Partnerschaftsformen schon einmal im Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert präsent gewesen, jedoch hat das Gräuel des Nationalsozialismus dieser Präsenz ein jähes Ende bereitet: neben Juden und Kommunisten waren männliche Homosexuelle die bevorzugten Verfolgten des Nazi-Regimes. In den Konzentrationslagern waren sie oft der härtesten Behandlung ausgesetzt (Arbeit im Steinbruch in Sachsenhausen und Flossenbürg, welche gezielt als Vernichtungsarbeit angelegt war), in der Lagerhierarchie standen sie i.d.R. an unterster Stelle und hatten daher wenig Solidarität der anderen Gefangenen zu

erwarten. Da in der Adenauer-Republik der nationalsozialistische §175 StGB weiterhin in seiner verschärften Form in Geltung geblieben ist, blieb den meisten Überlebenden der Gräuel eine Rehabilitation (bis heute) versagt: sie galten als rechtmäßig inhaftiert und mussten bei ihrem Kampf um Rehabilitation vielmehr fürchten, von Neuem inhaftiert zu werden. Bis zur teilweisen Entschärfung des §175 im Jahr 1969 war an ein öffentliches gleichgeschlechtliches Leben auch in der neuen Republik nicht zu denken!

In den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist dann allmählich eine breite lesbisch-schwule Szene in Deutschland entstanden. Diese existierte zunächst aber als ausgesprochen abgeschottete Nischenkultur, da zum einen die Menschen, die sich in ihr bewegten, noch zutiefst von den Verfolgungs- und Diskriminierungserfahrungen der vorausgegangenen Jahrzehnte geprägt waren und zum anderen die alten Vorurteile in vielen Schichten der Gesellschaft immer noch nicht überwunden waren (so dass z.B. die Anzeige schwulenfeindlicher Übergriffe bei der Polizei zu neuen diskriminierenden Erlebnissen aufgrund der Behandlung durch die Polizisten führen konnte). In das Bewusstsein einer breiten bundesrepublikanischen Öffentlichkeit kam gleichgeschlechtliches (männliches) Leben und Lieben daher erst, als Anfang der 80er Jahre AIDS über Europa hereinbrach – und schnell als »Schwulenpest« bezeichnet wurde. Für das Ansehen von Lesben und Schwulen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft war diese Form von Öffentlichkeit nicht unbedingt förderlich – und Demagogen wie der Unionspolitiker Peter Gauweiler waren schnell mit der Forderung nach neuerlicher Diskriminierung (und Kaserneierung) zur Stelle.

Es nimmt also nicht wunder, wenn vie-

le Kolleginnen und Kollegen sich mit einer adäquaten Wahrnehmung lesbisch-schwuler Lebenssituationen überfordert fühlen. Auch die neueren Darstellungen in den Medien (i.d.R. nach dem Schema des exaltierten, aber erfolgreichen Schwulen) bringen ja durchaus nur einen Ausschnitt der lesbisch-schwulen community zur Geltung.

Das real existierende Leben der gay community ist viel unspektakulärer als seine Darstellung in den Medien. Vereinfachend gesagt: es gibt unter Lesben und Schwulen eine ganz ähnliche Vielfalt von Beziehungs- und Partnerschaftsformen, wie wir sie bei genauem Hinsehen auch unter heterosexuellen Menschen entdecken können: Menschen, die in langjährigen Partnerschaften leben, und überzeugte Singles, Menschen auf der Suche nach einer Partnerin, einem Partner, Menschen, die sich in rasch wechselnden Beziehungsformen bewegen... Die Gewichtungen sind vielleicht anders als im heterosexuellen Bereich und sicher spielt dabei auch eine Rolle, dass i.d.R. keine Kinder in der Partnerschaft leben und diese in gewisser Weise stabilisieren.

Diese Vielfalt lesbisch-schwulen Lebens wahrzunehmen ist wichtig, um eine Idee davon zu bekommen, was Homosexualität eigentlich »ist«: beileibe kein pathologisches Phänomen – die Weltgesundheitsorganisation WHO hat nicht von ungefähr Homosexualität aus ihrer Liste von Krankheiten gestrichen. Wenn bis in die 80er Jahre hinein Homosexualität immer wieder nur als Thema der Psychiatrie oder Psychotherapie in den Blick gekommen ist, so hat dies vor allem mit der oben geschilderten gesellschaftlichen Situation gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in der alten BRD zu tun. Für eine sinnvolle Verständigung ist im humanwissenschaftlichen Sinn von Homosexualität

Acredo

als »Vorfindlichkeit« auszugehen, die multifaktorell bedingt ist und zu den Persönlichkeitsmerkmalen eines Menschen gehört.¹

2. Aber die Bibel...

»Aber verurteilt die Bibel nicht eindeutig jegliche Form von Homosexualität?«, so werde ich mitunter bei Vorträgen gefragt. Die Antwort hat eine phänomenologische und eine hermeneutische Dimension.

Keine der christlichen Traditionen versteht die Bibel als Gesetzbuch, das wortwörtlich für alle Zeiten gültig ist. Selbst fundamentalistische Bibelauslegung selektiert zwischen gültigen und nicht gültigen Aussagen (so dass mir z.B. keine fundamentalistische Richtung bekannt ist, die aufgrund von Lev 11,6 den Hasen nach wie vor als Wiederkäufer bezeichnen würde; auch Mischgewebe werden entgegen Dtn 22,11 von fast allen fundamentalistischen Christinnen und Christen bedenkenlos getragen). Auch fundamentalistische Kreise müssen zu einer hermeneutischen Entscheidung kommen, ob Gott oder Satan Saul zur Volkszählung versucht hat (2. Sam 24,1 gegen 1. Chr 21,1) bzw. ob in der Nachfolge Jesu das Sabbatgebot in Aufnahme von Mt 24,20 weiterhin gültig oder nach Mt 12,8 überholt ist. Mit einem Wort: Jede unserer Lektüren der Bibel geschieht im Wechselspiel von Rekonstruktion und Refiguration, ist Interpretation und beruht damit auf hermeneutischer Entscheidung.

Diese hermeneutische Bemerkung vorweg gestellt, bedeutet verantworteter Umgang mit den biblischen Texten für mich nun aber gerade auch bei den Fragen der Rekonstruktion genau hinzusehen: von welchem Phänomen wird hier überhaupt jeweils gesprochen?

Gerade im Blick auf die fünf Bibelstellen, die in der Homosexualitäts-Diskussion immer wieder genannt werden, ist dies von hoher Bedeutung: so weigere ich mich nämlich zum Beispiel einer Vergewaltigungsgeschichte wie Ri 19 irgendeinen normativen Wert für die Beurteilung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zuzugestehen. Auch die Parallelerzählung Gen 19 wird m.W. nie als ethischer Maßstab für heterosexuelle Partnerschaften diskutiert!

Ähnlich verhält es sich mit den Aussagen der beiden neutestamentlichen Lasterkataloge 1. Kor 6,9f und 1. Tim 1,9-11: das griechische »arsenokoitai« wird in der Lutherübersetzung durchaus

zutreffen mit »Knabenschänder« wiedergegeben. Damit ist aber deutlich, dass es sich auch bei den Phänomenen, die hier im Blick sind, wenn nicht gar um Missbrauchs- so doch zumindest um Abhängigkeitssituationen handelt, die wiederum nicht mit gleichberechtigten Partnerschaften zweier Menschen verglichen werden können.

Ähnliches gilt vermutlich auch für die Phänomene, auf deren Hintergrund die Aussage des Heiligkeitsgesetzes, Lev 18,22, zu lesen ist: alttestamentliche Ausleger sind mehrheitlich nach wie vor der Auffassung, dass hier Kultprostitution kritisiert wird, die in der Umwelt üblich ist. Sollte die Aussage in einem weiteren Gültigkeitsrahmen zu lesen sein, so wäre zu bedenken, dass sie im literarischen Kontext der Aussagen über den verbotenen Umgang mit Körperflüssigkeiten steht. Ich werde darauf gleich zu sprechen kommen.

Die weitreichendste Aussage – und übrigens die einzige, in der lesbisches Verhalten in den Blick kommt – findet sich in Röm 1,26f: »Darum hat sie Gott dahingegeben in schändliche Leidenschaften; denn ihre Frauen haben den natürlichen Verkehr vertauscht mit dem widernatürlichen; desgleichen haben auch die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau verlassen und sind in Begierde zueinander entbrannt und haben Mann mit Mann Schande getrieben und den Lohn ihrer Verirrung, wie es ja sein musste, an sich selbst empfangen.« Welche Phänomene Paulus hier genau im Blick hat, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Zu bedenken sollte allerdings auch hier sein, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften in der Antike eher selten waren.

Röm 1,26f und Lev 18,22 verdienen also durchaus nähere Betrachtung. Allerdings lohnt es sich auch hier, erst noch einmal genauer hinzusehen: Die zentrale Argumentation des Paulus in Röm 1 nämlich ist, dass die Menschen den natürlichen Umgang mit dem widernatürlichen Umgang vertauscht hätten. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, wie problematisch diese Einordnung aus humanwissenschaftlicher Sicht heute ist. Wolfgang Stegemann hat darüber hinaus schon vor fast 10 Jahren darauf hingewiesen, dass »Natur« bei Paulus durchaus im Sinne von »Kultur« verstanden werden müsse: ganz ähnlich wie hier in Röm 1 würde er nämlich in 1. Kor 11,14f lange Haare der Männer und kurze Haare der Frauen als ebenso »widernatürlich« bezeichnen² –

eine Vorgabe zur Lebensführung, an die sich nur einige extreme christliche Gruppen heute noch gebunden fühlen. Wenn wir Lev 18,22 in dem oben genannten weiteren Geltungsrahmen betrachten, dann ist zu fragen, welche Bedeutung den Aussagen des Heiligkeitsgesetzes über den Umgang mit Körperflüssigkeiten heute zukommt: die Diskussion um die Zulässigkeit des Schächtens hat gezeigt, dass zumindest die Bestimmungen hinsichtlich des Umgangs mit Blut auch im christlichen Abendland nicht mehr als allgemein gültig betrachtet werden. Eine christliche Sexualethik, welche den Gebrauch von Verhütungsmitteln nicht strikt ablehnt, hat diese Entscheidung aber im Grunde auch für den Umgang mit Samenflüssigkeit getroffen, da hier männlicher Samen durchaus im Kondom verschwendet werden darf. Im Kontext des Heiligkeitsgesetzes ist solch eine Verschwendung (die natürlich auch bei mann-männlichem Sex geschieht) aber ein todeswürdiges Vergehen, da ein Volk mit nomadischen Wurzeln darauf angewiesen ist, aufgrund der effektiven Nutzung des männlichen Samens ausreichend Nachkommenschaft zu erhalten (daher die Bestimmungen über die Leviratsehe und die Todeswürdigkeit des Verhaltens des Onan).

Auch Lev 18,22 und Röm 1,26f können also nicht einfach als zeitlos gültige ethische Normen betrachtet werden, sondern erfordern eine hermeneutisch verantwortete Entscheidung. Aus den genannten Gründen kann diese m.E. nur so ausfallen, dass auch aus diesen beiden Passagen keine Normen für gleichgeschlechtliche Partnerschaften entwickelt werden können.

Wenn die biblischen Zeugnisse also keine direkten negativen Normen für gleichgeschlechtliches Leben und Lieben zur Verfügung stellen, lässt sich dann nicht zumindest in Gen 2,24 eine eindeutige positive Norm für das Zusammenleben von Christinnen und Christen finden, die zumindest die Gleichrangigkeit von homo- und heterosexuellen Partnerschaften ausschließt?

Zumindest im westeuropäischen Protestantismus scheint es mir inzwischen theologischer Konsens zu sein, dass die Schöpfungserzählungen der Bibel keine Tatsachenberichte sein wollen, sondern Antwort geben auf die bedrängendsten Fragen der Menschen ihrer Zeit. Was kommt dann in diesem Text Gen 2,24 zum Ausdruck? Sicherlich die Einsicht, dass es nicht gut ist, dass ein

Mensch allein ist – die meisten von uns werden das bestätigen können: völliges Alleinsein führt zu Vereinsamung. Zum Ausdruck kommt wohl auch die Einsicht, dass die tiefste Gemeinschaft, die Menschen erfahren, i.d.R. diejenige zwischen Mann und Frau ist. Dies ist damals und dies ist heute für die Mehrheit der Menschen so die Regel. Daraus allerdings entgegen aller human- und sozialwissenschaftlichen Einsicht in die Vorfindlichkeit von Homosexualität eine gleichsam biologische Norm entwickeln zu wollen, wäre m.E. ein Biologismus, der dem biblischen Text nicht gerecht würde.

Zum Ausdruck kommt weiter – gerade in der Aufnahme in dem Jesus-Logion Mk 10,7 – die Einsicht, dass Verbindlichkeit und Dauer ein hoher Wert für eine Partnerschaft sind, durch den Verlässlichkeit der Beziehung entsteht. Dies wird bei der Frage nach möglichen Normen allerdings zu bedenken sein!

»Das mag ja schön und gut sein, aber solche hermeneutische Überlegungen können meine Gemeindeglieder doch niemals nachvollziehen!« bekomme ich in Pfarrkonferenzen an diesem Punkt der Diskussion manchmal zur Antwort. Aber bitte: unterschätzen Sie Ihre Gemeinde nicht! Es gibt einige ganz einfache Möglichkeiten, wie Sie auch in einer Bibelgruppe mit Ihren Gemeindegliedern zu solchen hermeneutischen »Entdeckungen« und damit zu einem hermeneutisch verantworteten Umgang mit der Schrift kommen:

Ein erster Schritt kann sein, Menschen zu genauem Hinsehen zu ermutigen. Fragen Sie nach, wovon der Text eigentlich spricht, welche Lebens- und Konfliktsituationen der Autor im Blick gehabt haben mag (und geben Sie ggf. die nötigen historischen Informationen). Im Gespräch über Gen 19 werden Ihre Gemeindeglieder dann z.B. sehr schnell erkennen, dass es hier um Vergewaltigung geht (gerade, wenn Sie Ihnen auch noch die Parallelerzählung in Ri 19 an die Hand geben).

Solches genaue Hinsehen wird dann in einem zweiten Schritt dazu führen, dass Menschen die Unterschiede in einzelnen biblischen Erzählungen erkennen. Auf den ersten Blick führt das zu Irritationen – aber versuchen Sie, Ihren Gemeindegliedern die Autoren und ihre Gemeinden vor Augen zu führen und ihnen deutlich zu machen, dass die Autoren damals keine »ewig gültigen« Texte schreiben, sondern ihren Gemeinden deutlich machen wollten, was Gottes

gute Botschaft für sie heute bedeutet (so, wie Ihre Gemeinde das heute auch hören möchte). Auf diese Weise lässt sich dann z.B. gut deutlich machen, wieso ein Lukas anders vom Leben Jesu erzählt als ein Matthäus oder ein Markus. Oder lassen Sie Ihre Gruppenmitglieder einen kurzen Bericht über das letzte Treffen schreiben und vergleichen Sie, wie unterschiedlich diese ausfallen. Wenn Sie dann die Berichte des Lukas und des Paulus über den Apostelkonvent miteinander vergleichen, wird jeder und jedem deutlich werden, warum diese nicht ohne weiteres zur Deckung zu bringen sind. Ihre Gemeindeglieder werden sehr schnell verstehen, dass hermeneutische Entscheidungen und also Interpretationen der biblischen Texte auch heute nötig sind, wenn wir nach Wegen zeitgemäßen Christseins fragen.

Die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, haben sich auf diese Weise wieder ganz neu für die Bibel begeistern lassen! – Menschen in unseren Gemeinden heute diese hermeneutische Kompetenz vorzuenthalten, bedeutet, sie in den Herausforderungen der Gegenwart alleine zu lassen: der biblische Kinder Glaube zerbricht spätestens in der kritisch-rationalen Hinterfragung der Pubertätszeit. Wenn Menschen dann keine anderen, verantwortbaren hermeneutischen Schlüssel an die Hand bekommen, dann bleibt ihnen nur noch die Entscheidung für die kritische Rationalität und gegen die biblischen »Märchen« – oder die fundamentalistische Weltflucht. Hermeneutische Verantwortung wagen heißt daher seelsorgerliche Verantwortung zu übernehmen!

3. Ethische Kriterien für christlich verantwortete Lebenspartnerschaften

Die gerade beschriebene hermeneutische Verantwortung erstreckt sich nicht nur auf den Umgang mit den biblischen Zeugnissen, sondern auch auf die Wahrnehmung gegenwärtiger Lebenswirklichkeit. Deutlicher als die evangelische Sexualethik ist die katholische Sexualmoral schon lange der Bedeutungslosigkeit preisgegeben – nicht nur in der pluralistischen und säkularen Gesellschaft, sondern auch unter den Gläubigen selbst, da sie zu einer differenzierten und verantworteten Wahrnehmung gegenwärtiger Lebenssituationen nicht mehr fähig erscheint. In den Gemeinden christlich akzeptierte

Sexualpraxis und kirchliche Sexualehre klaffen zu weit auseinander, als dass der Lehre noch eine Relevanz hinsichtlich der Lebensgestaltung zugetraut würde.

Soll nicht auch die evangelische Sexualethik diesem Bedeutungsverlust verfallen, so muss sie beweisen, dass sie fähig ist, die Vielfalt gegenwärtiger Lebenssituationen kompetent wahrzunehmen und in differenzierter Weise Wege ihrer ethischen Gestaltung aufzuzeigen. Dies bedeutet, einen Weg fortzuschreiben, der bereits vor Jahrzehnten begonnen worden ist. Anders als die römisch-katholische Sexualehre hat die evangelische Ethik ja versucht, die sog. »sexuelle Revolution« der zweiten Hälfte des letzten Jahrhundert zu begleiten und auf diese Weise differenzierte Stellungnahmen zu Verhütung, vorehelichem Geschlechtsverkehr, Ehescheidung und schließlich auch (abgesehen vom Bereich der Pfarrer) zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften entwickelt. Die Prozesse waren nicht unumstritten, aber sie haben dazu geführt, dass in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit den evangelischen Kirchen heute immer noch eine hohe Orientierungskompetenz in Fragen der Sexualität zugetraut wird.

Die Ehe ist in diesen Prozessen immer wieder als Leitbild bezeichnet worden. Im Zusammenhang der gegenwärtigen Diskussion möchte ich jedoch anfragen, ob »Ehe« der angemessene Begriff ist, um die leitenden Normen partnerschaftlichen Zusammenlebens zu umschreiben:

Zum einen nämlich besteht hier immer die Gefahr, dass das Leitbild Ehe mit der vorfindlichen Form (oder: den vorfindlichen Formen) von Ehe verwechselt wird. Das führt dann zu einem normativen Kurzschluss: gut ist, was ist, die orientierende Funktion des Leitbildes geht verloren. Und ich kann die Kritik vieler Theologinnen durchaus verstehen, wenn sie anfragen, ob aufgrund von Missbrauch und Gewalt in so vielen vorfindlichen Ehen und aufgrund der gegenwärtigen Scheidungsrate diese (vorfindliche) Form tatsächlich den Begriff für ein Leitbild partnerschaftlichen Zusammenlebens zur Verfügung stellen kann. Wer sauber ethisch arbeitet, wird diese Differenz zwischen Leitbild und vorfindlichen Formen zwar immer wieder betonen, aber spätestens in Kurztönen wie kirchenleitenden Stellungnahmen geht dieser Unterschied dann verloren – Sie können das beob-

achten, wenn Sie das Ehebüchlein von Horst Birkhölzer mit der Orientierungshilfe »Mit Spannungen leben« verglichen, an der Birkhölzer³ mitgearbeitet hat.

Das zweite Problem ist dann wieder ein hermeneutisches Problem: aus welcher Form oder aus welchen Formen lässt sich nämlich das Leitbild Ehe hermeneutisch verantwortet herleiten? Ich habe oben ja schon darauf hingewiesen, dass sich die Formen der Ehe gewandelt haben und dass auch Gen 2,18-24 nicht ohne weiteres als biologische Norm verstanden werden dürfe. So haben z.B. auch die neutestamentlichen Texte eindeutig eine Form der Ehe im Blick, die diejenige der Versorgungsgemeinschaft ist – nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern über die Generationen hinweg. Die Form der Ehe, wie wir sie heute kennen, die zwei Menschen aus Liebe zueinander eingehen und in der die Sicherung des gemeinsamen Lebensunterhaltes im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine immer geringere Rolle gespielt hat, ist eine Entwicklung der Romantik.

Wer hier vom biblischen Leitbild der Ehe spricht, muss daher m.E. dann auch benennen, wie er oder sie diese beiden Lebenswelten zusammen bringt: Im neuzeitlichen Bild der Ehe sind Werte wichtig, die für die biblische Ehevorstellung keine Rolle spielen, und Werte, die in biblischen Zeiten nur in der Ehe realisiert werden konnten, lassen sich heute auch in anderen Formen verwirklichen – denken Sie nur an die gesicherte Versorgung von Kindern.

Vom Leitbild der Ehe zu sprechen, um daraus Normen für gegenwärtiges Zusammenleben zu entwickeln, halte ich daher für problematisch. Der umgekehrte Weg erscheint mir angemessener: ganz sicher lassen sich aus vergangenen und gegenwärtigen Formen der Ehe Werte entwickeln, die – an der Grundnorm des christlichen Glaubens, dem Liebesgebot, überprüft und ggf. von diesem her korrigiert oder erweitert – zu Basisnormen christlichen Zusammenlebens werden können. »Mit Spannungen leben« hat diesen Weg ein Stück weit beschritten, wenn dort davon die Rede ist, dass Freiwilligkeit, Ganzheitlichkeit, Verbindlichkeit, Dauer und Partnerschaftlichkeit für jede christliche Partnerschaft gelten sollen.⁴ Allerdings sind dann eben alle Lebensformen darauf hin zu prüfen, wie sich in ihnen diese Werte realisieren (können). Eine dieser Formen zugleich als

Leitbild zu bezeichnen, verhindert oder verzerrt solch einen Überprüfungsprozess. Ich plädiere daher dafür, diese Verbindung von Freiwilligkeit, Ganzheitlichkeit, Verbindlichkeit, Dauer und Partnerschaftlichkeit selbst als leitende Normen zu bezeichnen und auf die Rede vom »Leitbild Ehe« zu verzichten. Von diesen leitenden Normen her lassen sich dann m.E. alle Formen partnerschaftlichen Zusammenlebens beurteilen und vor ihnen müssen sie sich auch verantworten.

4. Auf dem Weg zu einer christlich verantworteten Ethik des Zusammenlebens

Von den eben genannten leitenden Normen her lässt sich dann sehr gut eine Ethik des Zusammenlebens entwickeln, die der Vielfalt der vorfindlichen Lebensformen gerecht werden und zu ihrer christlich verantworteten Gestaltung anleiten kann:

Im Bereich heterosexuellen Lebens und Liebens wird solch eine Ethik vermutlich die bürgerliche Ehe als diejenige Form ansehen, in der die leitenden Normen am deutlichsten zur Geltung kommen. Im Bereich gleichgeschlechtlichen Lebens und Liebens dagegen lassen sich von diesen leitenden Normen her andere Formen entwickeln, die diesen Kriterien entsprechen. Die »eingetragene Lebenspartnerschaft« könnte hier als solch eine Form betrachtet werden, ohne dass deswegen die Geltung der Ehe (im heterosexuellen Bereich) in Frage gestellt würde.

Darüber hinaus lassen sich von diesen leitenden Normen her dann aber auch andere Formen des Lebens und Liebens ethisch beurteilen und differenziert betrachten, so dass z.B. auch Formen benannt werden könnten, die den partnerschaftlichen Entwicklungs- und Erprobungsphasen Jugendlicher entsprechen.⁵ Eine »Gefährdung« der Ehe kann ich hier an keinem Punkt erkennen – auch dann nicht, wenn solch eine ethische Urteilsbildung zu dem Ergebnis führen sollte, dass die leitenden Normen in bestimmten Lebenssituationen Erwachsener auch in anderen Formen verwirklicht werden können.

5. Lebensformen und ihre segnende Begleitung

In den letzten zehn Jahren ist viel über die Bedeutung des Segens in unseren evangelischen Kirchen nachgedacht worden.⁶ Immer wieder ist dabei deutlich geworden, dass wir ein Verständnis von der Bedeutung des Segens und des segnenden Handelns haben, das der Weite des biblischen Segensbegriffs nicht gerecht wird. Mit verschiedenen liturgischen Formen wird an vielen Orten unserer Landeskirche inzwischen nach einer weiteren Segenspraxis gesucht.

Dorothea Greiner hat betont, dass der Segen ein zutiefst kasusbezogenes Geschehen ist, das daher in seiner Ausgestaltung für vielfältige Formen offen ist und aus vielfältigen Anlässen erfolgen kann.⁷

Sind aber gerade Lebensübergänge Situationen, an denen solches segnende Handeln ansetzt, so lassen sich Lebenspartnerschaften in vielfältigen Formen segnend begleiten: sicherlich zu Beginn einer solchen Partnerschaft, aber auch bei Jubiläen, beim Verlust eines Partners, einer Partnerin und womöglich auch bei oder nach einer Trennung. Die Formen dieser Begleitung werden verschieden sein – und es liegt in der seelsorgerlichen Verantwortung der Pfarrerin oder des Pfarrers, die angemessene Form in Zusammenwirken mit den betroffenen Menschen zu finden. Liturgische Vorschläge können dabei helfen, aber sollten sich immer die Offenheit für den konkreten Kasus bewahren.⁸

Der Wert der Ehe würde durch solch eine umfassende Segenspraxis nicht in Frage gestellt – vielmehr könnte auch die Traupraxis von solch einer Neubestimmung auf die Bedeutung des segnenden Handelns nur profitieren, da nämlich deutlich würde, was das Proprium des Traugottesdienstes ist: nicht die Eheschließung, die dem weltlichen Standesamt vorbehalten ist, sondern die Begleitung des Paares durch die Gemeinde und die Segensbitte der versammelten Gemeinde vor Gott, dass auch er dieses Paar auf seinem weiteren Weg mit seiner Liebe und Fürsorge begleite.

Ich bin mir sicher, dass diese Liebe groß genug ist, um auch weitere Paare mit einzuschließen...!

6. Ethisch verantwortete Lebensführung als Pfarrerin oder Pfarrer

Wer die Diskussion um das Bild von Kirche, Pfarrerinnen und Pfarrern in der Süddeutschen Zeitung verfolgt hat, hat vermutlich gemerkt: es gibt wenige Orte in unserer Gesellschaft, die so verklärt dargestellt werden wie das protestantische Pfarrhaus! Der Webstuhl, an dem der nicht managementverseuchte Pfarrer jeden Abend sitzt, ist aus den meisten Pfarrhäusern schon lange verschwunden – in vielen hat er vermutlich nie existiert. Diese Romantisierung und Idealisierung macht es schwierig, über eine angemessene Berufsethik von Pfarrerinnen und Pfarrern zu sprechen. Sicherlich sind Pfarrerinnen und Pfarrer in ihrer Lebensführung ihrem Auftrag verpflichtet – insofern wird Pfarrerinnen und Pfarrern in unserer Kirche und in unserer Gesellschaft immer wieder eine Vorbildfunktion zugeschrieben. Dies umso mehr, als für Pfarrerinnen oder Pfarrer nach evangelischem Verständnis ja keine besondere Standesethik gilt, die sie aus der allgemeinen Priesterschaft der Gemeinde herausheben könnte. Die christliche Verantwortung, die in der Gemeinde gelebt werden soll, exemplifiziert sich also geradezu in der Pfarrerin oder dem Pfarrer.

Wenn wir aber festgestellt haben, dass es gute Argumente gibt, warum und wie gleichgeschlechtliche Partnerschaften christlich verantwortet gelebt und gestaltet werden können, so bedeutet dies umgekehrt, dass für Pfarrerinnen und Pfarrer keine Sondernorm gelten kann. Vorbild können sie dann gerade auch darin sein, wie sie die oben genannten leitenden Werte in ihrer (gleichgeschlechtlichen) Partnerschaft realisieren.

Das Argument, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften aufgrund der gesellschaftlichen Minderheitensituation nicht die nötige Akzeptanz in der Gemeinde besäßen, kann daher allenfalls von praktisch-strategischer, nicht aber von grundsätzlicher Bedeutung sein (andernfalls müsste man auch den Austausch

mit Pfarrerinnen und Pfarrern aus unseren Partnerkirchen völlig neu überdenken!): Sicherlich ist weder der Pfarrerinnen oder dem Pfarrer noch der Gemeinde damit gedient, wenn aufgrund der Partnerschaft kein Vertrauen zueinander möglich ist. M.E. ist es aber Aufgabe der kirchenleitenden Organe – und hier gerade der Mittleren Ebene – diejenigen Gemeinden zu finden und zu benennen, in denen eine Zusammenarbeit möglich ist. Sinnvoll wäre es, die dafür nötigen Diskussionsprozesse in den Gemeinden bereits vor einer Stellenbesetzung durchgeführt zu haben, so dass diese Fragen nicht personbezogen auf bestimmte Bewerberinnen oder Bewerber hin diskutiert werden müssen.

Sicher wird ein gleichgeschlechtliches Paar bestimmte Erwartungen an das traditionelle Rollenverhalten im Pfarrhaus enttäuschen müssen – aber nicht anders, als dies im Fall von doppelt berufstätigen heterosexuellen Paaren oder allein Lebenden der Fall ist. Die Geschichte der Frauenordination mag dabei den Weg vorgeben: die meisten Gemeinden haben sich relativ schnell an das neue Rollenbild gewöhnt, Kollegen, die diesen Weg (noch) nicht mitgehen konnten, haben ein Vetorecht zugestanden bekommen, das freilich nur für eine Übergangszeit in Geltung geblieben ist. Auch das protestantische Pfarrhaus könnte auf diese Weise zu einem Ort werden, an dem deutlich wird, wie Vielfalt verantwortlich gelebt werden kann.

KR Dr. Wolfgang Schürger ist Privatdozent für Systematische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau. Kontakt: woschue@yahoo.de

Aufruf des Wahlausschusses

Wahlvorschläge für die Neuwahl der Beisitzer/-innen des Hauptvorstands

Nach Ablauf der Wahlperiode müssen die Beisitzer/-innen des Hauptvorstands unseres Vereins neu gewählt werden. Diese Wahl findet anlässlich der Frühjahrstagung am 20. Mai 2003 statt.

Wir bitten die Mitglieder des Vereins, **Wahlvorschläge** für die Wahl zu machen.

Diese müssen **bis zum 31. Januar 2003** schriftlich beim Leiter des Wahlausschusses, Pfarrer Thomas Braun, Winterstr. 20a, 90431 Nürnberg, Tel.: 09 11 / 61 35 62, Fax 09 11 / 6 58 74 44, Mail: pfarrer@thomaskirche-nuernberg.de eingegangen sein.

Der endgültige Wahlvorschlag wird dann im Korrespondenzblatt veröffentlicht.

Der Wahlausschuss:

Rudolf Geng, Dittenheim

(KK Ansbach-Würzburg)

Ingrid Braun, Oettingen (KK Augsburg)

Rudolf Schmidt, Ebermannstadt (KK Bayreuth)

Klaus Bösl, Moosburg (KK München)

Karin Deter, Nürnberg (KK Nürnberg)

Peter Paulsen, Weiden-Neunkirchen (KK Regensburg)

Thomas Braun, Nürnberg (Hauptvorstand)

Pfarrerin gesucht

die Interesse hat, im Team des **KORRESPONDENZBLATT**es mitzumachen!

Zeitbedarf: 11 Sitzungen von 2-3 Std. im Jahr.

Nähere Auskünfte bei den Mitgliedern des Teams (siehe Impressum!)

1. Für die theologische Diskussion ist zu bedenken, dass jedes humanwissenschaftliche »Ergebnis« für Interpretation offen ist. Als z.B. Ende der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts Forscher das »schwule Gen« entdeckt zu haben meinten, waren ganz unterschiedliche Reaktionen zu hören: Lesben- und Schwulenverbände erklärten »Endlich ist bewiesen, dass wir eine Variante der Natur sind!«, während konservative Kreise meinten, dass nun endlich klar sei, wie man Homosexualität therapieren oder pränatal-diagnostisch ausschließen könnte.
2. Wolfgang Stegemann: Keine ewige Wahrheit, in: Was auf dem Spiel steht. Diskussionsbeiträge zu Homosexualität und Kirche, hg. v. Barbara Kittelberger, Wolfgang Heilig-Achneck und Wolfgang Schürger, München 1993, 262-285.
3. Horst Birkhölzer: Ehe - kein Auslaufmodell. Lebensgestaltung zwischen biblisch orientierter, christlicher Lebenssicht und Lebenskompromiß. München 1997.
4. Mit Spannungen leben. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema »Homosexualität und Kirche«, hg. v. Kirchenamt der EKD, Hannover 1996 (= EKD-Texte), 35.
5. Vgl. zu diesem Ansatz Horst Birkhölzer: Ehe - kein Auslaufmodell. Lebensgestaltung zwischen biblisch orientierter, christlicher Lebenssicht und Lebenskompromiß. München 1997, 80f, 113f
6. Vgl. z.B. Dorothea Greiner: Segen und Segnen. Eine systematisch-theologische Grundlegung. Stuttgart 1999.
7. Dorothea Greiner, aaO., 334-342, 356-373.
8. Vgl. Dorothea Greiner, aaO., 371-373.

Geht der Schwule »gerechtfertigt hinab in sein Haus« (vgl. Lk 18,14)?

*»Neue Götter machen ist,
wenn man neue Arten,
neue Religionen erfindet,
Gott zu dienen.
Wer eine neue Lehre einführt,
der führt einen neuen Gott ein,
und verleugnet den alten,
der vom Anfange gewesen ist.
Das ist eine wahre Abgötterei,
einen neuen Gott,
das ist, den Satan verehren.
Also ist alles,
was wir wider das
uns vorgeschriebene Wort haben,
nichts als lauter Abgötterei
und Gottlosigkeit.
Es fällt uns aber schwer,
dieses zu glauben,
die wir an die Abgötterei
gewöhnnt sind.«
Martin Luther 1527 zu 1. Joh. 2,13
(Walch IX, 1428, 38)*

Bewegt sich die evangelische Kirche auf Abgötterei zu? Ihre fortschrittswilligen Führungskräfte verlangsamen zwar gelegentlich den Schritt und sehen sich um, ob die ein wenig beschränkten, aber im Grunde gutmütigen Konservativen und Evangelikalen nicht den Anschluß verlieren, schreiten aber doch zielstrebig voran.

Zu entscheiden ist, ob, was als eingetragene Lebenspartnerschaft Gleichgeschlechtlicher gesellschaftlich teilweise akzeptiert und staatlich legitimiert ist, auch ins Pfarrhaus Einzug halten darf. Kann neben die zölibatäre Lebensweise und die evangelische Pfarrfamilie morgen, zeitgemäß, auch das pastorale Schwulen- oder Lesbenpaar treten?

Als Verhandlungsgrundlage gilt die Erkenntnis, die der Bibel und der Kirche in ihrer Geschichte noch verborgen war, sich aber heute durchgesetzt hat: »eindeutig steht fest, dass homophile Einstellung weder willentlich »gemacht« wird noch willentlich »abgestellt« werden kann. Sie ist ein Geschick, in dem ein Mensch sich vorfindet und an dem er nichts ändern kann, sei es, dass er darunter leidet, sei es, dass er es bejahend übernimmt« (Wilfried Joest: *Verletzte Liebe? Zur theologischen Beurteilung von Homophilie*, in: Was auf dem Spiel steht. Diskussionsbeiträge zu Homosexualität und Kirche, Hrsg. Barbara Kittelberger u. a., Claudius Verlag 1993, 286).

Die Frage ist, ob die Christenheit seit biblischen Zeiten bis vor kurzem in dem fatalen, zahllose Menschen diskrimi-

nierenden und quälenden Irrtum befangen war, es handle sich hier um ein Laster, gegen das mittels Geboten vorzugehen sei, – und erst heute gehe die Sonne der Befreiung auf: »Homosexualität unter dem Vorzeichen evangelischer Freiheit ist eine Möglichkeit menschlichen Lebens ..., keine Sünde, keine Perversion, auch keine Krankheit und keine Unreinheit.« »Die Freiheit des Evangeliums führt zur Annahme der eigenen Person in allen Dimensionen« (Manfred Josuttis: *Begründungsnotstand. Die ungeliebte Liebe und die mißbrauchte Theologie*, a.a.O., 307). Mit den höchsten Tönen der Rechtfertigungsbotschaft wurde schon 1985 in einer Handreichung des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche von Westfalen die Befreiung von neutestamentlichen Irrtümern in diesem Bereich als geradezu reformatorischer Fortschritt gewürdigt (vgl. Herbert Engel: *Kirchliche Stellungnahmen von 1968 bis 1992*, a.a.O., 110); und ein 1992 von der Landessynode der Rheinischen Kirche entgegengenommenes Arbeitspapier verstieg sich dazu, im Licht der paulinischen Charismenlehre die »Vielfalt« sexueller Prägungen als »Bedingungsrahmen«, in dem sich die Gnadengaben entfalten, und somit als Bereicherung zu preisen (vgl. a.a.O., 119).

Kraftlose Religion?

Oder verhält es sich umgekehrt? Ist die evangelische Kirche eine »kraftlose Religion« geworden, und ihr freundlich beschwichtigender und ermunternder »Zuspruch ohne Substanz«? Diesen Eindruck hat der Hamburger Rundfunkjournalist Wolfgang Müller-El Abd im September 2002 in der Frankfurter Allgemeinen in einem »Plädoyer gegen kraftlose Religion« (Zuspruch ohne Substanz, 23.9.2002, Nr. 221, 14) formuliert: »Religionen«, schreibt er, »setzen dem dürftigen Dasein eine Vision entgegen: die Vision von der Entwicklungsfähigkeit des Menschen. Die gesamte religiöse Ethik läßt sich als ein Umbau- und Entwicklungsprogramm verstehen. Ihre Appelle ergeben ja nur dann einen Sinn, wenn darauf vertraut werden darf, dass sie prinzipiell erfüllbar sind, gewiß unter Mühen und Rückschlägen, aber doch erfüllbar. Mehr noch: Ins Auge gefaßt wird nicht nur eine bescheidene

Modifikation, eben nicht nur eine ethische Zählung, die das rauhe Spiel des Lebens erträglicher macht, sondern eine tiefgreifende Umformung, ja Verwandlung der Persönlichkeit. Erst diese Verwandlung, so die These, kann eine neue Art des Daseins begründen ... in der Bibel heißt es, der Mensch könne »neu geboren« werden. Damit ist angedeutet, dass dieser neue Mensch nicht einfach besser ist, sondern er ist anders. Seine Besonderheit liegt nicht darin, dass er die religiösen Gebote in mustergültiger Weise beachtet, sondern darin, dass er sie auf natürliche Weise erfüllt. – Der Preis der Veränderung allerdings, ist schier unglaublich: Sie kostet unser altes Leben. Will sagen: Das Geflecht aus Gewohnheit und Ambition, reichlich Ich und etwas Du, das ganze Regelwerk also, das wir für unser Leben halten, verliert seine Gültigkeit. Denn die Veränderungen verlangen eine Öffnung unserer selbst, die die scheinbaren Selbstverständlichkeiten des Daseins aus den Angeln hebt.« »Die Schärfe der religiösen Forderung ist indes keine Schikane – vielmehr spricht aus ihr die Vorstellung einer anderen Zukunft: sie ist der Vorgriff auf ein Dasein, in dem das, was uns unmöglich und fast unmenschlich erscheint, selbstverständlich sein wird: die vollkommene Überwindung der alten Interessenmuster. Der Angriff auf diese gewohnten Muster ist also kein moralischer Terror und keine sinnlose Destruktion: Sein Sinn liegt darin, dass erst eine Auflösung der bisherigen Selbstbezogenheiten zu einer umfassenderen und tieferen Weltsicht führen kann.«

»Was auf dem Spiel steht«

Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn das in dem HuK-Thema (Homosexualität und Kirche) durchaus leidenschaftlich interessierte Herausgeber-Team des im Claudius-Verlag 1993 erschienenen Diskussionsbandes, »aus seiner vornehm – zurückhaltenden Rolle wenigstens an einer Stelle« heraustretend, formuliert: »Was auf dem Spiel steht ... das sind – in letzter Konsequenz – nicht weniger als der Bestand und das Selbstverständnis der Kirche« (a.a.O., 9). »Neue Arten ..., Gott zu dienen«, (Luther) bilden sich heraus. Ist das nach Jahrtausenden der Abgötterei endlich die menschenfreundliche »Umsetzung der lutherischen Rechtfertigungslehre heute«: dass nämlich »Menschen sein dürfen, was sie mit ihrem ganzen Leben sind« (a.a.O., 325)? »Es ist, wie es ist, heißt eine der Grundlagen des Gemein-

deprojektes »Gottesdienst leben« (ebd.). Es ist, wie es ist; es bleibt, wie es war. Und die grandiose Errungenschaft der Kirche ist, dass sie sich endlich darauf beschränken darf, abzusegnen, wogegen ihr Gott bisher wie gegen Windmühlenflügel vergeblich gekämpft hat, als wären es vermeidbare Sünden.

Oder handelt es sich hier um »Zuspruch ohne Substanz«, weil »die Kirche« den Glauben an eine »schier unbegrenzte(n) Wandlungsfähigkeit des Menschen« aufgegeben hat? »Demgegenüber besagt die gängige Doktrin, dass unsere Konstitution mit all ihren Fehlern zwar läuterungsfähig, aber letztlich anthropologisch nicht aufzuheben sei.« »Ob man damit der eigenen Gründungsurkunde gerecht wird«, schreibt der zitierte Rundfunkjournalist aus Hamburg, »ist fraglich. Wie soll man beispielsweise jenes nächtliche Gespräch mit Nikodemus (Joh. 3) verstehen, wenn nicht als Hinweis auf die Möglichkeit grundstürzender Veränderungen? In der heutigen Religiosität ist aus dem Blick geraten, dass spirituelle Lehren den in sich gefangenen Individuen nicht nur Trost geben wollen, sondern eine Perspektive der Befreiung: Sie zeigen einen Weg an, der aus den Verliesen der Individualität in die Wahrnehmung des Ganzen führt: »Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist« (Matth 5, 48). Im Kern geht es nicht darum, unser altes Ich ein wenig zu ergänzen und moralisch abzurunden, sondern im ganzen umzubilden, ja letztlich untergehen zu lassen: »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht« (Joh 12,24)« (FAZ Nr. 221/2002, 14).

»Was auf dem Spiel steht«, ist in der Tat »der Bestand und das Selbstverständnis der Kirche«. Es könnte sein, dass die Kirche, der die »Zähne gezogen« sind, wie Müller-El Abd in der FAZ vermutet, ihr religiöses Angebot auf »ein bloßes Schönreden« beschränkt; dann »endet sie als Sozialverein und löst sich allmählich in Wohlgefallen auf«.

Und an unvermuteter Stelle, z. B. im Kommentar eines Rundfunkjournalisten in einer großen Tageszeitung, meldet sie sich zurück. »Von dem Sturm der religiösen Erfahrungen, den andere Zeiten durchlebten, erreicht uns kaum noch ein Hauch. Wir spüren weder ihre erlösende Kraft noch ihre Härte.« Bzw., ohne Berührung mit den Funktionären, die hoffnungslos den kirchlichen Bestand zu wahren versuchen und sich zu Kom-

promissen und Anpassungen bequemen, beginnen Fernstehende etwas von der ursprünglichen Kraft des Glaubens zu ahnen und es in der Begegnung mit den Quellen widerzuentdecken.

Der immer wieder neu gärende Wein des Evangeliums wird die alten Schläuche der auf Zeitgeist-Abklatsch reduzierten unverbindlichen Kirchenvielfalt zerfetzen.

Zwei Grundsätze

Über zwei Voraussetzungen müßte man einig sein, wenn eine Verständigung in der Kirche gelingen sollte: Erstens, Christen leben nicht angepaßt an das, was in der Gesellschaft jeweils als normal und natürlich gilt. Sie stellen sich »nicht dieser Welt gleich« (Röm 12, 2). Sie orientieren sich, wie Paulus sagt, nicht »nach dem Fleisch«, sondern »nach dem Geist«. – Und zweitens: Die biblischen Weisungen sind nicht ein Spiegelbild der seinerzeit herrschenden Konventionen (»von der Welt«, 1. Joh 2, 16), sondern bleibend gültige Zielangaben des lebendigen Gottes (»vom Vater«, ebd.). Das gilt auch für die auffallend häufigen und zur Abstandnahme von offenbar weitgehend akzeptierten und als »natürlich« geltenden Verhaltensweisen auffordernden Weisungen zum Sexualverhalten. Hinzu kommt, dass die für die Leitung der Gemeinden Verantwortlichen in ihrem Lebenswandel selbstverständlich der Botschaft, die sie weiterzugeben haben, nachkommen müssen. Natürlich wurde zu allen Zeiten gesündigt. Wie Ehebruch vorkommt, so auch gleichgeschlechtliche »Abenteuer«, Geiz, Haß, Trunksucht usw. Aber Christen haben dies, den biblischen Weisungen entsprechend, wo Apostel dergleichen in Lasterkatalogen aufzählten, als Sünde bekannt. Sie haben sich bemüht, davon loszukommen, und trotz peinlicher Fehlschläge geglaubt, dass das möglich ist. Der »Zuspruch« mit »Substanz«, der von dem Bereuten um Christi willen »frei, ledig und los« sprach, war mit der Bitte zu Gott verbunden, er wolle zur »Besserung« seines »Geistes Kraft verleihen«. Amtsträger waren nie sündlos, aber darin für alle Christen vorbildlich, dass sie Sünde als Sünde bekannten. Es sieht so aus, als würden die gebrandmarkten römischen Priester, die sich flüchtig an Kindern und Jugendlichen vergriffen, sich als Sünder bekennen, während evangelische Pfarrer, die in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft leben, sich rechtfertigen wie »Pharisäer«. Wer wird da »ge-

rechtfertigt in sein Haus hinab« gehen (vgl. Lk 18, 14), und wer nicht?

Josuttis stellt fest, dass sich trotz bemühter Versuche »im Bereich des Gesetzes ... das Fazit nicht umgehen« läßt, »dass hier eine eindeutige Ablehnung von Homosexualität vorliegt, die durch den religiösen Kontext nicht relativiert, sondern verstärkt wird«. Aber er befreit sich aus dem Geltungsbereich dieser Ablehnung: »Das Problem ist nur, ob man biblische Aussagen so einfach und direkt in die Gegenwart übertragen darf« (a.a.O., 300).

Die übliche Argumentation: Christen »essen heute Schweinefleisch; und wer es nicht tut, der hat dafür keine religiösen, sondern diätetische oder medizinische Gründe«. Und Christen »lassen Frauen unverschleiert in den Gottesdienst gehen, obwohl Paulus das mit großer Strenge verboten hat (1 Kor 11, 13)«, folglich sei mit der Verurteilung homosexuellen Verkehrs ähnlich zu verfahren, übersieht, dass die sexuelle Orientierung sich von Fragen der Kleidung und der Diät dadurch unterscheidet, dass sie ungleich tiefer das Selbstverständnis und die Richtung des Begehrens (epithymia) bestimmt. Die Bibel schätzt die Macht des Geschlechtstriebs realistisch ein. Aus ihm geht ständig eine Tendenz zur Veränderung der Religion hervor; heute bäumt sie sich so weit auf, dass sie sogar die Rechtfertigungslehre in ihr Gegenteil verkehrt, indem sie, statt Vergebung der Sünden zuzusprechen, predigt, was als Sünde galt, sei keine Sünde gewesen. In diesem Bereich sei überhaupt nicht von Richtig und Falsch, Gut und Böse zu reden, sondern von unterschiedlichen Gestaltungen menschlicher Liebe. Jeder müsse herausfinden, welche Geschlechtsrolle ihn vorzugsweise befriedige. Aber die Geschlechtsrolle ist durch die Beschaffenheit der Geschlechtsorgane vorgezeichnet. Sich darüber hinwegsetzen zu wollen, ist ein Affront gegen den Schöpfer. Die natürliche Vernunft der »Gesetze« Platos (836 b-c) und der Nikomachischen Ethik Aristoteles' (1148, 15ff), sowie der Aufklärung, die einen »naturwidrigen« Gebrauch der Zeugungsorgane konstatierte, läßt sich auch nicht ohne Unvernunft beiseitewischen.

Veränderung ist möglich

Paulus erinnert die Christen in Korinth an die Erfahrungstatsache, dass offenbar ehemalige »Malakoi« (die eher die passive Rolle spielenden Partner kna-

benliebender Männer) ebenso wie ehemalige »Arsenokoitai« (Männer, die, wie das Wort sagt, bei Männern zu liegen, »mit ihnen zu schlafen« gewohnt waren) diese sexuelle Orientierung aufgeben und als Christen auch in dieser Hinsicht ein neues Leben beginnen konnten. Dies unter Verweis auf angeblich feststehende humanwissenschaftliche Erkenntnisse (die selbstverständlich das Wirken des Heiligen Geistes nicht in Betracht ziehen) zu leugnen, ist Ausdruck der »kraftlosen Religion«, die nur noch sagen kann: »Es ist, wie es ist«, und sich zum Absegnen anbietet. Im Sinne des Paulus heißt es in Titusbrief: »Auch wir waren vormals ... dienstbar den Begierden und mancherlei Lüsten ... Als aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilands, rettete er uns ... durch das Bad der Wiedergeburt ...« (3, 3-5). Über die sexuelle Komponente der epithymiai (Begierden) und haedonai (Lüste) reden wir nur ungerne. Aber das ist gegenüber der Bibel »neu« und vielleicht »abgöttisch«. Jedenfalls springt es dem unvoreingenommenen Leser in die Augen, dass die Bibel »eine tiefgreifende Umformung, ja Verwandlung der Persönlichkeit« beschreibt, in der »das ganze Regelwerk ..., das wir für unser Leben halten, ... seine Gültigkeit« verliert (Müller-El Abd), und dass sie daran die erlösende Kraft ihrer Botschaft abliest.

Paulus stellt fest, dass »die Predigt des Evangeliums« bei »in« den Korinthern »kräftig geworden« ist (1 Kor 1, 6). Den Thessalonichern schreibt er, »dass ihr das Wort göttlicher Predigt, als ihr es von uns empfangt, nicht aufnimmt als Menschenwort, sondern, wie es das in Wahrheit ist, als Gottes Wort, welches auch wirkt in euch, die ihr glaubt« (2, 13).

Die Meinung, dass Paulus, was das Sexualverhalten betrifft, lediglich »als Kind seiner Zeit« argumentiert (Wolfgang Stegemann: Keine ewige Wahrheit. Die Beurteilung der Homosexualität bei Paulus, a.a.O., 278), - während es doch nach Karl Barth viel wichtiger ist, wahrzunehmen, dass er als Apostel Jesu Christi zu allen Menschen aller Zeiten redet, - entkräftet sein Wort. Und Erfahrungsberichte schwuler Pfarrer, die bezeugen, dass sie sich x-mal vergeblich »bekehrten« und nun Christen sein wollen »gegen den unzweifelhaft anti-homosexuellen und an diesem Punkt brutalen Buchstaben der Bibel« (Was auf dem Spiel steht, 144), sind das Pendant dazu. (Das gleiche gilt für die

wesentlich zahlreicheren Pfarrer, die im Ehebruch leben -, »wer sich von seiner Frau scheidet, es sei denn um der Hurelei willen, und freit eine andere, der bricht die Ehe«, Mt 19, 9, - und dies nicht als Sünde bekennen, wofür sie um Vergebung bitten, sondern als ihr gutes Recht behaupten).

Jesus als »Betriebspsychologe«, der »die Befindlichkeit heben« soll, ist der »neue Gott« des »Sozialvereins«, der früher Kirche war (vgl. Müller-El Abd). Paulus dagegen stellte »die Werke des Fleisches«, darunter an erster Stelle »Unzucht und Unreinheit« (Gal 5, 19), der »Frucht des Geistes« (V. 22), darunter enkrateia (Enthaltsamkeit, Verzicht auf das Sich-hinreißen-lassen durch epithymia, V. 23), als unvereinbar gegenüber (V. 17). Es ist nicht »Schikane«, wenn Paulus sagt, wer zu Christus gehört, habe sein »Fleisch gekreuzigt« (V. 24), d. h. alles, was als »Werke des Fleisches« aufgezählt war, sei schmerzlich abgetötet worden. Dies ist vielmehr die Kehrseite spiritueller Vitalität. »Gott hat uns nicht berufen zur Unreinheit, sondern zur Heiligung« (1 Thess 4, 7). Auch der »heilige Ehestand« soll für Christen eine Schule der Heiligung (V. 4ff) sein, nicht der Selbstverwirklichung in einem egozentrischen Sinne, sondern der »Befreiung ... aus den Verliesen der Individualität« (Müller-El Abd). »Wer dies verachtet, verachtet nicht Menschen«, die als Kinder ihrer Zeit ihre unmaßgebliche Meinung vertragen, »sondern Gott« (V. 8).

Das Pfarrhaus

Die späteren »Kirchenbriefe« des Neuen Testaments lassen ahnen, wie »Pfarrhäuser«, d. h. die nicht völlig private, sondern als gelebter Kontext der Verkündigung gelesene Lebensweise der Pfarrer, beschaffen sein müssen. In den Pastoralbriefen ist

- 1.) von einer Vorbildfunktion der Pastoren die Rede (1 Tim 3, 2 »unsträflich«; 3, 8 »ehrbar«); dabei wird ausdrücklich auf ihr Ehe- und Familienleben Bezug genommen. Sie werden
- 2.) ermahnt, an der überlieferten Lehre, gerade auch in Fragen der Ethik, darunter der Sexualethik, festzuhalten (1 Tim 1, 3); das »Gesetz« ist »gegeben«, daran ist nichts zu ändern (V. 8); es verweist unter anderem pornoi und arsenokoitai, also auch praktizierende Homosexuelle in die Schranken (V. 18).
- 3.) Wer in ethischen Fragen »anders

lehrt« (1. Tim 6, 3), ist vermutlich mehr philhaedonos als philotheos (liebt »die Lüste mehr als Gott«, 2. Tim 3, 4). Da bleibt nur ein »Schein des gottesfürchtigen Wesens, aber seine Kraft verleugnen sie« (2 Tim 3, 5): das ist »kraftlose Religion«, »Zuspruch ohne Substanz« (»Wen stört noch die Religion?« Ihr »Erbe erschließt sich nur noch wenigen. Im Grunde aber tolerieren das die meisten heutzutage als eine Art Folklore und räumen ein, dass die Kirchen doch eine positive Ausstrahlung auf die Gesellschaft haben«, Müller-El Abd). Wer vom Gesetz abweicht, das die Kehrseite des »Evangeliums« ist, leugnet die lebensverändernde Kraft der Frömmigkeit.

- 4.) Im 2. Petrusbrief werden die Prediger der Emanzipation (»sie versprechen ... Freiheit«, 2, 19) als »Knechte des Verderbens«, d. h. selber abhängig von dem, wofür sie sich in Freiheit entschieden zu haben vorgeben, hingestellt.
- 5.) Der Rückfall von Christen in Verhaltensweisen, unter anderem im sexuellen Bereich, von denen sie sich bei ihrer Bekehrung zu Christus distanziert hatten, wird als »ärger« beurteilt, als wenn sie nicht erst Christen geworden wären (2. Ptr 2, 20ff).

Das Anti-Pfarrhaus

Teile der Heiligen Schrift und die HuK-Ideologie können zugegebenermaßen nicht koexistieren. Unter den seriösen Begriffen »historisch-kritischer Umgang mit der Bibel« und »Hermeneutik« versteckt sich die ausdrückliche Ablehnung von Teilen der Bibel. Das bedeutet aber, dass »neue Arten ... Gott zu dienen«, erfunden werden (Luther). Damit wird aber, wenn man die Bibel als Wort Gottes nimmt, ein neuer Gott eingeführt und der alte, »der vom Anfang gewesen ist«, verleugnet. Nach Luther ist das »eine wahre Abgötterei«; »es fällt uns aber schwer, dieses zu glauben, die wir an die Abgötterei gewöhnt sind«.

Herbert Engel formuliert diesen Gegensatz so: Die »Berufung auf ein zeitlos gültiges göttliches Sittengesetz« führt dazu, dass »die Chance vertan« wird, »die sich verändernde Gesellschaft christlich zu gestalten« (a.a.O., 108). Die biblischen Texte werden als Spiegelbild einer damals vorgegebenen Gesellschaftsordnung und des in ihr herrschenden Wertempfindens angesehen,

d. h., als Teil des ideologischen Überbaus. Dementsprechend, müsste christliche Lehre heute die veränderten Verhältnisse und das sich wandelnde Wertempfinden spiegeln.

Tatsächlich aber verstehen sich die biblischen Texte als Willensäußerungen Gottes. Entgegen einer stets herrschenden Neigung zum Ehebruch, verbietet Gott diesen. Entgegen der – vielleicht damals noch nicht durchschauten, aber doch wohl vorhandenen – Tatsache konstitutioneller Homosexualität, sagt Gottes Wort, sie dürfe nicht ausgeübt werden. Wenn Josuttis spottet: Christen »mögen gegenüber Schwulen Ängste entwickeln; aber das alttestamentliche Tötungsgebot (3. Mose 20, 13) würden sie nur in Ausnahmesituationen, wie etwa zur Zeit des Nationalsozialismus, praktizieren« (a.a.O., 300), läßt er unerwähnt, dass die tiefste Begründung der Aufhebung des Tötungsgebots sich aus Joh 8, 7 und 11 ergibt, d. h. aus der kraftvollen Religion des »Zuspruchs« mit »Substanz« in dem Freispruch Jesu: »Sündige hinfort nicht mehr.« Und schließlich hat in einer auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Gesellschaft die Botschaft der Propheten nicht, deren Wertempfinden spiegelnd, gelautet: »Selig, wer Gewinn macht«, sondern »Wehe den Habgierigen«.

An der Frage, ob die Offenbarung Gottes sich mit der Zeit ändert, oder ob sie in der biblischen Geschichte für alle Zeiten maßgeblich dargelegt ist, – und an der Frage, ob Christen sich gesellschaftlichen Entwicklungen angleichen oder sich ihnen ggf. widersetzen sollen, kann die Kirche in zwei gegensätzliche Lager zerbrechen.

Der Eindruck, dass ein Pfarrhaus, in dem ein schwules oder lesbisches Pastorenpaar sein »Es ist, wie es ist«, demonstrativ lebt, ein Anti-Pfarrhaus ist, nämlich eine plakative Demonstration des Abfalls von Gottes Wort und das greifbare Zeichen der Umwandlung evangelischen Christentums in eine neue Religion, also »Abgötterei«, wird nicht leicht zu verwischen sein. Wäre das neue »Regelwerk« der Bibel noch ernstgenommen worden, hätte auch der Ehebruch (die Ehescheidung) nicht sozusagen zur selbstverständlichen Möglichkeit im Pfarrhaus – in Angleichung an »die Welt« – werden können.

*Dr. Wolfhart Schlichting,
Augsburg*

GVEE aktuell

1. Delegiertentag

mit Neuwahlen am Samstag, den 25. Januar 2003

Turnusgemäß stehen im Januar 2003 Neuwahlen im GVEE an. Zu wählen sind der / die Landesvorsitzende, die beiden Stellvertreter/innen sowie ein Schatzmeister / eine Schatzmeisterin. Dabei gestaltet sich die Kandidatensuche weiterhin schwierig. Gesucht werden dringend noch Kandidatinnen und Kandidaten als stellvertretende Landesvorsitzende. Herr Backhouse steht als Landesvorsitzender zu Wahl. Der Landesvorstand des GVEE ist für weitere Vorschläge dankbar! Sie sind ggf. entweder über den eigenen Verband oder direkt an die Geschäftsstelle zu richten.

Der Delegiertentag wird auch über einige Satzungsänderungen abstimmen. Die entsprechenden Vorschläge gehen den Delegierten rechtzeitig vorher schriftlich zu.

Inhaltlich wird sich der Delegiertentag mit Fragen des derzeit in Überarbeitung befindlichen kirchlichen Bildungskonzeptes befassen unter dem Titel: »Bildungskonzept der Kirche – nicht ohne uns!« Dies wurde bei der letzten Landesvorstandssitzung beschlossen.

2. Plädoyer für einen islamischen Religionsunterricht

Im Sommer wurde das Plädoyer für einen islamischen RU, das von Vertretern des GVEE, verschiedener Elternverbände aus allen Schularten sowie der KEG

GVEE Logo

erarbeitet worden war, verabschiedet. Es ist nachzulesen auf der Homepage des GVEE (gvee.de). Auch nach Abschluss der Arbeit an diesem Papier werden sich die Vertreter von GVEE und Elternverbänden weiterhin einmal jährlich treffen, um den begonnen Gedankenaustausch fortzusetzen.

3. Flutopferhilfe

Einige Familien unserer Kolleginnen und Kollegen an der Elbe sind durch das Hochwasser in schwere Bedrängnis geraten. Ingrid Lichtenauer, die über die GVEE-GCLE-Treffen persönlichen Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen in der Gemeinschaft christlicher Lehrer und Erzieher in Sachsen (GCLE) pflegt, hat Verbindung aufgenommen. Dadurch können wir garantieren, dass Ihre Spende tatsächlich bei den Betroffenen ankommt. Der Landesvorstand des GVEE hat in seiner Sitzung am 19.10.2002 beschlossen, diese Aktion, die über die Gemeinschaft Evangelischer Erzieher (GEE) läuft, zu unterstützen und bittet um eine Spende auf folgendes Konto der GEE: Sparkasse Ansbach, BLZ 765 500 00, Konto 160 211 389 unter dem Stichwort »Kollegen in Not«. Leider kann für diese private Hilfsinitiative keine Spendenquittung ausgestellt werden. Außerdem wurde beschlossen, die nächste GCLE-Begegnungstagung finanziell zu unterstützen.

4. Bildungsmesse in Nürnberg (31.3. – 4.4.2003)

Die Bildungsmesse, die größte ihrer Art in Deutschland und manchem unter dem früheren Namen Didacta bekannt, wird im kommenden Jahr in Nürnberg stattfinden. Unter dem Motto »Wo der Geist Gottes ist, ist Freiheit« werden die beiden Kirchen, vertreten durch die jeweiligen bayerischen Landeskirchen, mit einem gemeinsamen Stand präsent sein. Drei Mitgliedsverbände des GVEE, die AERGB, die AERR und die GEE werden das Angebot des Standes mit Events bereichern. Unterstützung kommt auch von der AEED. Unser Ansprechpartner im Vorbereitungsteam ist Udo Schmall.

Brigitte Ertl

»... er hörte mit seiner schönen Intensität beteiligten Schweigens zu«

Zwei Kasualgespräche vor 70 Jahren

Für zwei Euro habe ich sie im Antiquariat mitgenommen, Paul Fechters Erinnerungen an Menschen und Begegnungen. »An der Wende der Zeit« heißt das Buch, 1955 bei Bertelsmann erschienen, noch in Fraktur gesetzt. Fechter war zwischen den Weltkriegen Feuilleton-Redakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin. 1932 war sein Freund und Kollege Walter Schrenk durch einen Autounfall zu Tode gekommen, und ihm, Fechter, fiel die Aufgabe zu, für die Bestattungsfeier zu sorgen. Als er einen Geistlichen für die Trauerrede zu gewinnen suchte, stellte sich heraus, daß Schrenk aus der Kirche ausgetreten war, weil er sich einmal über die Höhe der Kirchensteuerveranlagung geärgert hatte. Vom Konsistorium aber war die Mitwirkung eines Pfarrers bei der Beerdigung eines Ausgetretenen offiziell untersagt.

Fechter machte sich auf den Weg und holte sich zunächst zwei Ablehnungen. Da fiel ihm der Name von Heinrich Wolfgang Seidel ein, der Ehemann der Dichterin Ina Seidel war dazumal Pfarrer an der Berliner Dreifaltigkeitskirche. Zu ihm ging Fechter und wurde in seinem Arbeitszimmer empfangen.

»Wir setzten uns neben seinen Schreibtisch zum Fenster und ich trug ihm mein Anliegen vor. Ich sagte ihm von vornherein, dass er nicht der erste, sondern bereits der dritte Geistliche sei, zu dem ich mit meiner Bitte käme, daß zwei seiner Amtsgenossen bei allem menschlichen Anteil, den sie empfanden, bedauernd abgelehnt hätten, die Trauerfeier zu übernehmen, sobald sie gehört hätten, daß der Tote aus der Landeskirche ausgetreten sei. Ich könnte es daher vollkommen begreifen, wenn auch er diese Bedenken hätte; ich fühlte mich verpflichtet, ihm dies zu sagen, damit er wisse, wie andere seines Bereichs die Situation gesehen und sich entschieden hätten.

Er saß mir schweigend gegenüber, sah mich aufmerksam mit feinen ruhigen, großen Augen an und hörte zu. Als ich geendet hatte, überlegte er eine Weile; dann sagte er mit seiner stillen, gedämpften Stimme: »Bevor ich Ihnen antworte, muß ich eine Frage stellen, die mir für das Ganze entscheidend zu sein

scheint. Was würde der Tote sagen, wenn er wüßte, daß an seinem Sarg, an seinem Grabe ein Geistlicher stehen und sprechen soll – obwohl er aus der Kirche ausgetreten war?«

Ich suchte seine Augen und hielt sie fest: »Er würde sich aufrichtig freuen,« erwiderte ich und berichtete ihm zuerst von Schrenks seltsamen letzten Traum, den er mir kurz vor seinem Tode erzählt hatte. Er war gestorben, träumte, er wandere durch die endlosen Gefilde des Himmels; da sei Johann Sebastian, wie er Bach immer nur nannte, auf ihn zugekommen, hätte ihn mit sich fortgezogen und gesagt: »Gut, dass Sie kommen; ich muß Ihnen unbedingt diese Stelle vorspielen.« Dann erzählte ich von einem Gespräch mit Schrenk über das Wort des Paulus, das für ihn einer der wunderbarsten und ausauschöpfbar tiefen Aussprüche der Bibel bedeutet hätte: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.« Ich sprach von Schrenks Liebe zu dem ganzen großartigen dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes – nicht werbend, nicht verteidigend, nur berichtend, wie er es verlangen konnte.

Heinrich Wolfgang Seidel hörte aufmerksam, eindringlich zu. Dann sagte er ruhig, mit der schönsten Selbstverständlichkeit eines Mannes, der um das Rechte weiß: »Ich werde bei der Trauerfeier und am Sarge sprechen; ich bitte Sie nur noch, mir mit ein paar Worten etwas vom menschlichen Wesen Ihres Freundes zu erzählen. Ich kannte ihn aus seinen Kritiken; ich wüßte gerne etwas mehr von ihm, hätte gern einen Umriss des Menschen, den Sie ja sicher gut gekannt haben.«

Ich habe ihm dann noch eine ganze Weile von Schrenk, seinem Lebensweg, seiner herrlichen, lebendigen Freude am Dasein, seiner Wärme und Kraft unmittelbaren Mitlebens erzählt. Er hörte wieder mit seiner schönen Intensität beteiligten Schweigens zu, fragte gelegentlich etwas – dann brach ich auf. Auf meinen Dank wehrte er ab; als ich auf die Ablehnung der anderen verwies, sagte er nur: »Die zu erwartende Rüge des Konsistoriums kann ich nach unse-

rem Gespräch ohne Bedenken auf mein Gewissen nehmen.«

Die Ansprache, die er bei der Trauerfeier hielt, haben wir in der kleinen Gedenkschrift, die wir von der D.A.Z. aus für Walter Schrenk herstellen ließen, im Wortlaut zum Abdruck gebracht. Sie war das Vorbild einer Rede am Sarg eines Toten, den der Geistliche persönlich nicht gekannt hat: kein totes Wort, keine Wendung der Konvention, sondern durchlebte, durchgeistigte Umschreibung der ewigen menschlichen Situation vor dem Tode, Worte eines dichterischen Menschen, der dem Toten wie den Lebenden jede Unaufrichtigkeit ersparte. Es sprach nicht nur der Geistliche, es sprach der Mensch – und das habe ich Heinrich Wolfgang Seidel nie vergessen.«

Ein anderes Kasualgespräch

Wie es ihm dabei erging, erzählt Thomas Mann in seinem Roman Doktor Faustus, Kapitel 35. Er greift darin zurück auf den Selbstmord seiner Schwester, die sich 1910, in der Wohnung ihrer Mutter, der Senatorin Julia Mann, in Poling bei Weilheim mit Zyansäure vergiftet hatte. Fast unmaskiert erzählt er die damalige Tragödie ein Menschenalter später. Dann wörtlich:

»In jener Nacht verfaßten wir, während die Senatorin in tiefem Jammer bei der erstarrten Hülle ihres Kindes saß, die öffentliche, von Clarissas Nächsten zu unterzeichnende Todesanzeige, der eine schonende Eindeutigkeit zu verleihen war. Wir einigten uns auf eine Formulierung, die besagte, daß die Verstorbene nach schwerem, unheilbarem Herzeleid das Zeitliche gesegnet habe. Dies hatte der Münchener Dekan gelesen, bei dem ich vorsprach, um ihn für die von der Senatorin dringend gewünschte kirchliche Bestattung zu gewinnen. Nicht allzu diplomatisch fing ich das an, indem ich, von vornherein naiv-vertrauensvoll die Tatsache einbekannte, daß Clarissa den Tod einem Leben in Unehre vorgezogen habe, wovon doch der Geistliche, ein robuster Gottesmann von echt lutherischem Typ, nichts wissen wollte. Ich gestehe, daß es eine Weile dauerte, bis ich begriff, daß zwar einerseits die Kirche sich nicht inaktiviert zu sehen wünschte, daß sie aber nicht bereit war, den erklärten, wenn auch noch so ehrenhaften Selbstmord einzusegnen, – kurzum, daß der kräftige Mann nichts anderes wollte, als daß ich löge. So lenkte ich denn fast lächerlich unvermittelt ein, bezeichne-

te alles als unaufgeklärt, ließ einen Unglücksfall, eine Flacon-Verwechslung als möglich, ja wahrscheinlich zu und erreichte so, daß der Dickkopf, geschmeichelt denn doch für seine heilige Firma, durch das Gewicht, das man auf ihre Teilnahme legte, sich bereit erklärte, die Exequien vorzunehmen.»

Mitgeteilt von Dr. Wolfgang Dietzfelbinger, Rektor i.R., Nürnberg

Fünf Jahre für Visionen

zu: Landesstellenplanung

Die Revision der Landesstellenplanung hat in den betroffenen Gemeinden und Dekanaten einiges an Ängsten und Ärger ausgelöst. Von Streichlisten, Mangelverwaltung und Verschiebebahnhof wird geredet, von Kopfgeburt, Konzeption aus dem Computer und Zentralismus. Von fehlenden theologischen und inhaltlichen Kriterien. Vieles wird nachher nicht mehr so sein wie vorher, und ob zum Besseren ist die Frage.

Es wurden jedoch auch kreative Lösungsvorschläge entwickelt, die sonst vielleicht nicht entstanden wären: Z.B. Vorschläge zur genaueren »Bepunktung« der Kirchengemeinden. Ebenso ein Katalog für die Krankenhauseelsorge, mit dem Krankenhauspfarstellen in Minutenschnelle nach inhaltlichen Kriterien beurteilt und gewichtet werden können. (Beschlossen von der Arbeitsgemeinschaft für Krankenhauseelsorge in Bayern, zu beziehen von dort oder jedem / jeder KrankenhauseelsorgerIn.) Solche Beispiele machen mir Mut, dass es möglich ist, nicht nur »Kopffzahlen« und »Predigtstellen« zu summieren, sondern inhaltlich zu überlegen: Wie soll denn unsere Kirche in z.B. 10 Jahren aussehen?

Mein Vorschlag dazu:

1. Der Landeskirchenrat erarbeitet einen Entwurf, wie denn Kirche ihre Ar-

Ihre Chance: Traumberuf Pfarrer

Das wird von Ihnen erwartet:

- Grundkenntnisse als Animator, Sozialarbeiter, Kinder-, Jugend- und Altenpfleger
- Verständnis für diffizile Verwaltungsvorschriften
- Dynamisch-sensible Persönlichkeit, Nervenstärke und Selbstlosigkeit
- Hinreichendes Eigenkapital (zur Finanzierung von Fortbildungen und Privat-PKW's für Dienstfahrten)
- Technische Flexibilität (mit technischen Geräten von vorgestern die Kommunikation von morgen gestalten)
- Organisationserfahrungen in der Reisebranche
- Robuste Gesundheit mit Grippe-Resistenz
- Kreativität und künstlerische Fähigkeiten (z. B. bei der Gestaltung von Theateraufführungen, Konzerten oder Ausstellungen)
- Genaue Kenntnisse im Bau-, Renovierungs- und Architekturwesen
- Fähigkeit zum Wirtschaften ohne liquide Mittel
- Personalführung unterschiedlichster Sparten von Unkündbaren
- Unterhaltung einer privaten Fachbücherei
- Handwerkliche Fähigkeiten bei der Renovierung und Instandhaltung von Pfarrhäusern

Das wird Ihnen geboten:

- Langfristig sicherer Arbeitsplatz bis 67
- Überraschende Karriereplanung durch demokratisch fundierte Besetzungsrechte
- Finanzpolitisch kalkulierbare Zukunft, vom Dienstherrn als horizontale Karriere apostrophiert
- Attraktive Vergütung von Mehrarbeit in der Schule von bis zu 3,50 Euro/Std. netto
- Hohes Ansehen (außer bei der zu vernachlässigenden Minderheit von Kirchendistanzierten)
- Zuverlässige soziale Kontrolle und wohlwollendes Feed-back durch die Kerngemeinde
- Flexible Vertrauensarbeitszeit mit nach oben offenen Grenzen
- Hohe Synergieeffekte durch Zusammenlegung von Privat und Arbeitsleben
- Historische Dienstwohnungen, finanziell günstig, nur bisweilen mit hohen Nebenkosten
- Großzügige Urlaubsregelung (Feiertage dürfen als Urlaubstage genommen werden)
- Erholsame Konfirmanden-Wochenenden
- Persönliches Entwicklungspotential bei interessanten Vakanzvertretungen
- Geschwisterliche Eintracht bei jeglicher Zusammenarbeit

Nutzen Sie Ihre Chance jetzt durch umgehende Bewerbung bei Ihrem Landeskirchenamt!

Dr. Frank Zimmer und Uwe Bernd Ahrens, Kitzingen

beit tun und ihre Schwerpunkte setzen soll: Was ist vorrangig und soll verstärkt werden, was ist nachrangig und kann oder muss wegfallen? Was ist das Zentrum: Gottesdienst? Seelsorgerliche Besuche? Dienst an den Schwächeren? Was soll zum Schwerpunkt einer Land- oder einer Stadtgemeinde gehören? Soll Kirche besonderes Gewicht auf Arbeit an sozialen Brennpunkten legen – oder auf Jugend- oder Altenarbeit? Sollen diakonische Aufgaben, die nicht notwendig kirchlich sind, ausgelagert wer-

den? Sollen evtl. Schwerpunktgemeinden gebildet werden, die auf eine besondere Gruppe zugeschnitten sind, und anderen so konzentrierteres Arbeiten ermöglichen? Sollen Verwaltungsaufgaben der PfarrerInnen ausgelagert und von ausgebildeten Geschäftsführern übernommen werden?

2. Dieser Entwurf wird, zusammen mit einem (detaillierten!) Fragebogen an die Gemeinden, Dekanate und Werke vorgelegt und zur Diskussion gestellt. – Stellen Sie sich vor, was für einen brei-

ten und engagierten Prozess dies in Gang setzen würde!

3. Nach Gemeindebefragungen und weiterer Basisarbeit werden durch Dekanatsausschüsse und –synoden Stellungnahmen erarbeitet.

4. Aus diesen wird im Landeskirchenamt eine Vorlage erstellt, die nach 5. erneuter Diskussion

6. von der Landessynode verabschiedet werden kann.

Eine enormes Pensum, für das man fünf Jahre ansetzen muss. Fünf für die Kirche sehr fruchtbare Jahre! Danach könnten wir wissen, was wir wollen (und sollen) und uns mit neuer Kraft diesen Schwerpunktaufgaben widmen (und zugleich mutig andere Aufgaben, die nicht unserer »Kernkompetenz« entsprechen, abgeben): »Was ist unser Hauptauftrag als Kirche Jesu Christi?«

Damit müsste die Kirche nicht ständig mit Stellenverschiebungen bzw. –kürzungen umgehen, sondern könnte inhaltlich das tun, was für uns zentral ist, aus einer gemeinsam (hart) erarbeiteten Konzeption heraus!

Stehe ich mit dieser Vision alleine da? Ich glaube nicht! (und bitte um Rückmeldung – gerne auch aus dem Landeskirchenamt bzw. Landeskirchenrat).

*Johannes Eunicke,
Pfarrer in Erlangen*

Ausgewählte Häppchen

zu: *Liebe Leserin.. in Nr. 10/2002*

Lieber Bruder Ost,

Ihren Anmerkungen zur Perikopenreihe VI stimme ich gerne und z.T. auch vernehmlich applaudierend zu, den Sätzen über die 1. Reihe, die sog. Altkirchlichen Evangelien, möchte ich aus meiner Sicht aber widersprechen.

In den 23 Jahren ab 1951, in denen ich fast jeden Sonntag Gottesdienst mit einer jeweils neuen Predigt zu halten hatte, bin ich der ersten Reihe in vier oder fünf Durchgängen intensiv begegnet, zuerst noch in der früheren Fassung, die sich aber von der heutigen kaum unterschied. Sie äußern Bedenken, die Texte könnten so bekannt sein, dass es schwer sei, darüber etwas Neues zu sagen, »das nicht an den Haaren herbeigezogen ist«. Mich hat beim Anfertigen meiner Predigten die Bekanntheit dieser Texte nie gestört, sie hat mich eher beschwingt. Zwei Momente spielten dabei eine Rolle:

1. Wie schaut mich der Text heute an, nach sechs Jahren, in denen ich

mich theologisch und persönlich verändert habe? Ich war sechs Jahre älter geworden, erfahrener, vielleicht gar reifer, hatte Manches gelesen, gehört, manches Gespräch mit Kollegen geführt, mich über manche Vorgänge in der Kirche geärgert usw.

2. Wie schaute der Text in die Kirche und Gesellschaft hinein, in der ich momentan lebte? Beinahe täglich passierten auch damals Dinge, auf die ich eventuell am Sonntag im Gottesdienst zu reagieren hatte, reagieren wollte. Manchmal bot sich der mir vorgegebene Predigttext dazu direkt an. Es ist schon beinahe eine Binsenweisheit: »*Tempora mutantur et nos mutamur in illis*« gilt auch für den Umgang mit biblischen Texten.

Mein Problem mit den Predigtreihen ist eigentlich ein anderes: Welche theologischen Erkenntnisse werden in ihnen gefördert und welche kommen zu kurz? Diese Frage haben Sie in Ihrer »Spitze« ja auch angedeutet mit Ihrem Verdacht, in der Reihe VI könnten manche Texte auch nur Lieblingsgedanken der Perikopenkommissionsmitglieder widerspiegeln. Manchmal kommt es mir so vor, als säßen wir vor dem reichgedeckten Tisch des Evangeliums, aber aus Angst, wir könnten uns überfressen, gibt man uns von seinen Gaben nur einige ausgewählte Häppchen.

*Hermann Blendinger, Pfr. i.R.,
Gutenstetten*

Lernen oder Labern

zu: *RU im Schatten.. in Nr. 8/9*

Nochmals möchte ich mich für den mutigen Beitrag von Dr. Schloßwald in Nr. 8/9 bedanken, in welchem er schonungslos die von ihm beobachtete Praxis des Religionsunterrichtes an unseren Schulen benennt. Als mutig zum einen, weil hier Mängel benannt werden, die offenbar nur wenige aus dem Raum der Kirche bereit sind zu hören (so z.B. der Spitzensatz: »Vielleicht ist die PISA-Studie noch schmeichelhaft im Vergleich zu dem, was eine entsprechende Studie für den deutschen Religionsunterricht ergeben würde«). Als mutig zum anderen, weil da erstaunliche Begriffe auftauchen, die man heute im Zusammenhang mit dem RU eher selten vernimmt: (z.B.: »Ein Substanziell guter RU gehört zu [den] fundamentalen Voraussetzungen für eine Verbesserung des schulischen Niveaus« oder: »Basis-

wissen muß vermittelt und vertieft werden« oder: »Unser protestantischer Weg über Wissen, Verstehen und in Beziehung setzen zur biblischen Botschaft benötigen Umgangswissen mit Texten« oder: »Auch der RU kommt um das Stichwort Leistung nicht herum.« oder: »Entwickeln von eigenen Standpunkten auf einem religiösen Wissenshintergrund.«). Mutig deshalb, weil hier daran erinnert wird, dass der Religionsunterricht auch etwas mit christlichem und speziell auch reformatorischem Grundwissen zu tun hat, wohingegen doch vielerorts ein mehr Schüler- und problemorientierter RU favorisiert wird. Ich glaube nicht, dass es Dr. Schoßwald um das Schlechtmachen oder gar Infragestellen des Religionsunterrichtes an sich geht, sondern um das Aufzeigen von Mängeln und daraus resultierenden Unzufriedenheiten. Mit »Ermutigungen in der Kirche für den Religionsunterricht« (H.Medicus) als Alternative(?) werden die Anfragen von Dr. Schoßwald wohl ebensowenig beantwortet wie ein angeblich positives Urteil über den RU bei Eltern und SchülerInnen (dazu gleich).

Zum Bildungsniveau im Fach Ev. Religionslehre(?) kann ich folgende Beobachtungen aus meiner Praxis und der Praxis vieler meiner Kollegen anführen: Es ist selbst an unseren Gymnasien überhaupt kein Problem, ein Reli-Colloquium mit einem zweistelligen Punkteergebnis einzufahren ohne einen blassen Dunst von Luther und der Reformation zu haben, ohne einen Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament zu kennen und ohne jede Ahnung, welche Rolle die Kirche im 3. Reich gespielt hat. Dagegen genügt es häufig, ein wenig über Umweltzerstörung, Gentechnik oder den Frieden zu reden. Die Frage ist, inwieweit damit das Fach Ev. Religionslehre selbst noch ernst zu nehmen ist, und vor allem was für eine Ernsthaftigkeit damit nach außen hin kommuniziert wird. Beispiel SchülerInnen: Auf meine Frage am Anfang der K 12, aus welchen Gründen denn 3/4 der Kurs teilnehmenden ihr Kolloquium im Fach Ev. Religionslehre absolvieren wollen, kamen als übereinstimmende Antworten: »Reli ist doch eh nur ein Laberfach, da kommt man doch ohne zu lernen auf gute Noten«. Der Ernsthaftigkeitsfaktor scheint mir auch bei Eltern und dem Lehrerkollegium zumindest durchwachsen zu sein. Das merkt man schnell an den plötzlich auftauchenden Widerständen beim Verteilen

schlechter Noten (dazu gehört schon die 4) bei schlechten Leistungen, was in anderen »ordentlichen« Fächern sowohl von den Eltern als auch von der Schulleitung viel eher akzeptiert wird. Ich jedenfalls habe den Beitrag von Dr. Schoßwald als Anstoß verstanden, über die Substanz des Religionsunterrichtes an unseren Schulen kritisch nachzudenken. Dass dazu auch das Benennen von offensichtlichen Mängeln gehört, sollte selbstverständlich sein. In diesen Zusammenhang wäre auch danach zu fragen inwieweit der Religionsunterricht die Maßgabe von Art. 7 Abs. III GG erfüllt, ordentliches Lehrfach an öffentlichen Schulen zu sein, bzw. inwieweit dies überhaupt noch gewollt ist. Ist der/die an der Schule unterrichtende PfarrerIn dort PfarrerIn oder LehrerIn? Oder beides? Und welche Rolle kommt dann den unterrichtenden ReligionsphilologInnen und -pädagogInnen zu? Sollen PfarrerInnen an ihren Fähigkeiten entsprechenden Schularten im Dekanat eingesetzt werden oder grundsätzlich an ihrer Sprengelschule gleich welchen Schultyps? Ist der RU ein Lehr-Fach oder eine zusätzliche Gemeindeveranstaltung auf dem Forum Schule? Viele Fragen, die ungeklärt sind, weil sie jeder für sich unterschiedlich beantwortet und beantworten kann.

*Dr. Frank Zimmer
Pfarrer in Kitzingen*

Kaum nachvollziehbar

zu: *DNK im Abseits in Nr. 10/02*

Unter der Überschrift »Deutsches Nationalkomitee des LWB im Abseits« wird im Korrespondenzblatt über die Stellungnahme des Deutschen Nationalkomitees im Lutherischen Weltbund (DNK/LWB) zum Dialog zwischen dem LWB und den Siebenten-Tags-Adventisten (STA) berichtet.

Mehrere Aspekte in genannten Artikel sind überaus beschwerlich, weil sie auf der einen Seite unscharf formuliert sind und wesentliche Sachverhalte verschweigen und auf der anderen Seite das ordentliche und verantwortungsvolle Handeln kirchenleitender Gremien in Frage stellen.

Im Einzelnen möchte ich darauf hinweisen:

a) Gewichtiges Monitum des DNK/LWB war, dass der versandte Bericht über die Gespräche zwischen LWB und STA allein von adventistischer Seite verantwortet ist und wesent-

liche Abweichungen zur englischen Originalfassung aufweist. Die Stellungnahme des DNK/LWB bezieht sich auf den englischen Originaltext und den dazugehörigen Materialband.

- b) Prüfungsgegenstand war, inwieweit die STA aus der Sicht des DNK/LWB als reformatorische Kirche zu bezeichnen sind.
- c) In Bezug auf das Schriftverständnis wurde von Seiten des DNK/LWB hervorgehoben, dass es als nicht hinreichend angesehen werden kann, wenn sich einzelne Lehraussagen der Adventisten auf einzelne ausgewählte biblische Sätze berufen. Lehr- und Glaubensaussagen sind vielmehr immer am Gesamtzeugnis der Schrift zu messen und auf ihre Mitte, mit Luther gesprochen: auf das, »was Christum treibt«, zu beziehen. Die STA gehen hier einen sehr anderen Weg. Wenn der zitierte Autor Ruttman dazu ausführt, dass die STA ihre Predigten anhand der Bibel prüfen, ist dies zweifellos zu würdigen, geht aber an der geschilderten Grundproblematik vorbei. Ein solches Argument ließe sich unschwer auch für die Zeugen Jehovas in Anschlag bringen, die bekanntlich mit ähnlicher Begründung die Lehre von der Trinität in Abrede stellen. Aufgrund dieses Sachverhalts ist die Einordnung der STA durch das DNK/LWB durchaus nachvollziehbar.
- d) Die Stellungnahme des DNK/LWB zeichnet sich durch eine sehr differenzierte mehrseitige Analyse aus, deren Themenspektrum von der Rechtfertigung durch den Glauben, über die Schrift, die Ekklesiologie bis hin zur Eschatologie reicht. Davon ist in dem genannten Artikel allerdings keine Rede. Vielmehr drängt sich der Eindruck auf als sei die Stellungnahme des DNK/LWB eine, um eine zurückhaltendere Redeweise als die im Artikel angeschlagene zu verwenden, unglückliche Kurzschlussbehandlung.
- e) Die Differenzierung zwischen Freikirche und Sondergemeinschaft bezieht sich allein auf die Gegebenheit von Sonderlehren und stellt in keiner Weise eine Diffamierung der STA dar.
- f) Am Schluss wird Herr Ruttman mit der rhetorischen Frage zitiert, wer sich hinter dem DNK/LWB verberge und wer diese Leute gewählt und

Erlanger Verlag

ermächtigt habe, so dummes Zeug zu erzählen. Von der gewöhnungsbedürftigen Sprache einmal abgesehen, sollte jemandem wie dem Synodalen Ruttmann bekannt sein, dass er die Mitglieder des DNK/LWB über die Geschäftsstelle unschwer in Erfahrung hätte bringen könnte, und vor allem, dass diese von den Landeskirchen in das DNK/LWB gesandt werden, in Bayern zum Beispiel durch den Landeskirchenrat gewählt sind. Aus Bayern gehörten zur Zeit der Annahme der Stellungnahme, nur um die prominentesten Vertreter zu nennen, Regionalbischof OKR i. R. Dr. Bezzel und OKR Töllner dazu. Diese beiden mit theologischer Unwissenheit in Verbindung bringen zu wollen, ist kaum nachvollziehbar.

Kirchenrat Ivo Huber, Referent für Ökumene und Mitglied im DNK/LWB, München

Bücher

Heiderose Gärtner, O Gott, mein Kind will beten! Eltern finden neue Zugänge zum Gebet, München 2002, ISBN 3-532-62274-2

Der Titel ein Stoßgebet: In einem Satz ist das Problem beschrieben. Wer seine Kinder beten lehren will, muß selbst einen Zugang zum Gebet haben. Aber auch Eltern, die ihn nicht haben, werden nach dem Gebet gefragt und müssen über ihr Verhältnis zum Gebet, zu Gott, zur Kirche, zum Glauben nachdenken. Selbst Menschen, die sich nicht als gläubig verstehen, »ertappen« sich beim Beten. Das Buch nimmt solche Fragen

auf und leitet Erwachsene an, sie für sich zu beantworten und so (neuen) Zugang zum Gebet zu finden. Es ist ein Plädoyer fürs Beten, für einen »erwachsenen« Glauben und gibt dazu auch praktische Hinweise zu Gebetshaltungen, Gebetszeiten, Kirchenjahr und Beispiele für Gebete neuer oder traditioneller Art.

Man kann ein solches Buch nicht schreiben, ohne das eigene Verständnis von Gebet hineinzulegen. Wer der Autorin nicht in allem folgen kann, kann in Auseinandersetzung mit diesem Entwurf zur eigenen Position finden. Auch die Deutungen zum Kirchenjahr scheinen mir etwas dünn – wer es besser sagen kann, wird daran nicht gehindert! Zielgruppe für dieses Buch sind Lesegewöhnte: es enthält keinerlei Bilder, ist textlastig. Es spricht Menschen einer bürgerlich-gebildeten Mittelschicht an: Fremdworte und Fachbegriffe werden viele Eltern nicht begreifen, denen wir das Büchlein sonst in die Hand geben würden. An manchen Stellen wären sie

Liebe Leserin, lieber Leser!

Bei meiner Rückkehr liegen wieder drei Zettel mit Nachrichten auf dem Schreibtisch, geschrieben nicht von der Sekretärin (das Büro ist nachmittags nicht besetzt), sondern von meinen Kindern. Ein Mensch ist gestorben, Angehörige fragen nach den Termin der Aussegnung. Eine Blindenwerkstatt bittet um Hilfe. Eine Datei ist nicht angekommen oder nicht zu öffnen. Ja, und dann war da noch der Durchreisende, den sie mit einer Semmel ausgestattet haben. Eine Frau aus der Gemeinde kam nicht ins Gemeindehaus, jemand brauchte ganz dringend eine Antwort auf ein Schreiben und warum sie nicht wissen, wann ich wieder da bin...

Das Telefon klingelt, mancher Sohn wird für den Vater oder manche Tochter für die Mutter gehalten und mit seelsorgerlichen Details überschwenmt, ehe das Mißverständnis geklärt werden kann. Sie sollen den genuschelten Namen verstehen, die Nummer aufschreiben, das Wunder tun, dass »gleich« der Rückruf erfolgt. Und müssen sich manchmal von Vater oder Mutter grantige Kommentare anhören, dass da schon wieder »der« oder »die« abgerufen habe, die doch »sowieso nur...« Sie haben ein Gedenken verdient: die

Pfarrerskinder! Dass sie sich das Haus nicht aussuchen konnten, die Familie, ihre Lebensbedingungen, das haben sie mit allen Kindern gemein. Dass der Beruf des Vaters, der Mutter, der Eltern die Kinder mit betrifft, gilt auch für andere Kinder und Berufe der Eltern. Aber nicht viele Kinder kommen so oft und unversehens mit den Grenzen menschlichen Lebens in Kontakt wie unsere Kinder: Am Esstisch geht es um eine Beerdigung und ihre manchmal problematischen Umstände. Sie öffnen die Tür und sehen sich einem Durchreisenden gegenüber. Da steht jemand, der etwas abgeben möchte und erwartet, dass auch die Kinder wissen, wie wichtig dieses Geschäft ist, sich Zeit nehmen, höflich sind...

Leben können sie auch nur schwer wie andere Jugendliche: wie oft sie in die Kirche gehen, am Jugendclub teilnehmen, ob sie Gitarre spielen oder Orgel, ja, und warum sie denn nicht aus Pfarrer werden wollen: Solche Fragen und Beobachtungen müssen sie ertragen. Und die Menschen sind froh, dass die Pfarrerskinder auch normale Jugendliche sind und erwarten doch oft anderes. Pfarrerstöchter sollen sich anders anziehen (die männlichen »Exemplare« haben auch da mehr Freiheit!), beson-

ders diakonisch sein, ein bißchen altmodisch bleiben, damit das Vorurteil stimmt und wenigstens im Pfarrhaus ein Stück der alten Zeit lebendig sei. Manche sollen gar im Religionsunterricht besonders brav und in allen religiösen Fragen kundig sein.

Nein, leicht ist es nicht, Pfarrerskind zu sein. Allerdings haben sie auch eine ständige Bildung in Kommunikation, im Auftreten in der Öffentlichkeit und Gedanken und Gesprächen über Fragen, die manche Gleichaltrigen erst viel später, wenn überhaupt, diskutieren.

Pfarrerinnen und Pfarrer werden sie nicht alle und das ist wirklich auch gut so. Aber ihr Bild von Kirche und Pfarramt streifen sie ihr Leben lang nicht ab. Und ihre Kommentare zur Arbeit der Eltern müßten wir uns manchmal eingerahmt neben den Spiegel hängen. »So wie Du möchte ich einmal nicht arbeiten!« Dass sie nicht Pfarrer/in werden weil sie wissen, was das heißen kann – es geht mir nach. Behandelt sie pfleglich, unsere Kinder! Und, Ihr Kinder: gedenkt unser mit Nachsicht!

Ihr

Martin Ost

vermeidbar gewesen: Wem nützt ein Hinweis wie der auf S. 43: »Gott (hebräisch: JHWH)«? Gelegentlich wird sehr dicht argumentiert, »geballte« Theologie. Oder warum der Hinweis, dass Glückserlebnisse auch »flow-Erlebnisse« heißen können (S. 25)? Hingegen sehr traditionell die Feststellung: »Die Bibel spricht davon, dass Gott wie ein zärtlicher Vater ist.« (S. 18, vgl. aber S.41)

Hervorragend geeignet ist das Buch für eine Reihe von Abenden mit Erwachsenen zum Thema »Beten«: Man kann die Kapitel entlang gehen (wer will, mag Eigenes eintragen) und sich in die Fragen mit einer Gruppe (wie wäre es z.B. mit Kindergarteneltern?) einarbeiten.

Martin Ost

Ankündigungen

Evangelischer Bund Gemeinde St. Johannis

■ Ökumenische Studienreise

Orthodoxie auf Kreta

28. Mai bis 7. Juni

Schwerpunkt der Reise ist ein Aufenthalt in der Orthodoxen Akademie von Kreta, die 1965 gegründet wurde. Hier kann man orthodoxe Kunst (Ikonenmalerei) und Spiritualität kennenlernen. Selbstverständlich kommen auch die Sehenswürdigkeiten der Insel im Programm nicht zu kurz.

Kosten: 1099 Euro (EZ.-Zuschlag: 235 Euro)
Reiseleitung und weitere Informationen: Dr. Ekkehard Wohlleben, Adam-Kraft-Str. 37, 90 419 Nürnberg,

Tel.: 09 11 / 39 37 841- Fax: 09 11 / 39 37 842
eMail EBBayern@t-online.de

Evangelische Aussiedlerarbeit im DB Ingolstadt

■ Begegnungs- und Studienreisen St. Petersburg und Karelien

6.6.-20.6.

Ukraine und Schwarzes Meer

6.6.-22.6.

Moskau und Südrural

1.-15.8.

Sibirien und Baikalsee

15.8.-31.8.

Auf allen Reisen kommt es zu Begegnungen und Gottesdienstbesuchen in evangelischen Gemeinden und zu Besuchen in diakonischen und sozialen Einrichtungen. Daneben gibt es ein reichhaltiges Besichtigungsprogramm.

Informationen: Helmut Küstenmacher,
Permoserstr. 75, 85 057 Ingolstadt,
Tel.: 08 41 / 49 17 390

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ An den Quellen leben – Spiritualität im Dienst

28.-31.1. 2003

Das Seminar stellt sich der Frage, wo die Spiritualität Hauptamtlicher einen Ort finden kann, in Reflexion und mit praktischen Übungen.

Leitung: Pfarrer Dr. Jürgen Körnlein, Sr. Edith Therese Krug CCR

Kursgebühr: 25,- Euro, Unterkunft und Verpflegung: 125,- Euro

■ Kollegiale Seelsorge – Ermutigung zu eigener Kompetenz im Miteinander

17.-21.2. 2003

In dieser Tagung wird der Versuch unternommen, in fünf Schritten – Bestandsaufnahme, Analyse, offene Begegnung mit sich selbst, Einübung in kollegiale Seelsorge und Reflexion von Transfermöglichkeiten – Prozesse der Ermutigung und gegenseitiger Unterstützung im Pfarrberuf aufzuzeigen und in Gang zu setzen.

Leitung: Pfarrer i.R. Helmut Jehle, Pfarrer i.R. Hartmut Stoll

Kursgebühr: 95,- Euro, Unterkunft und Verpflegung: 180,- Euro

■ Fortbildung in den letzten Amtsjahren – »Die letzten Amtsjahre, der Übergang und was dann?«

5.-9.5. 2003

In der Tagung werden praktische Hilfestellungen für die Lebensphase des Übergangs in den Ruhestand erarbeitet.

Leitung: Pfarrer i.R. Helmut Jehle, Pfarrer i.R. Eckart Galler, Edith Galler, Georg Tautor

Kursgebühr: 95,- Euro, Unterkunft und Verpflegung: 180,- Euro

Information und Anmeldung: Geistliches Zentrum Schwanberg, 97348 Rödelsee,

Tel.: 0 93 23/ 32-184 oder - 185,

Fax: 0 93 23 / 32-186,

E-Mail: bildung-begleitung@schwanberg.de

FrauenWerk Stein

■ Coachingtage für Leitende Angebot für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Leitungsaufgaben

Themen und Termine:

Auf Mitarbeitende zugehen - (Schwierige Gespräche führen) vom 25.3. - 27.3.2003

Die Leitungsperson im Veränderungsprozess vom 30.9.-2.10.2003

Personalwechsel gestalten vom 2. - 4.12.2003

Leitung: DiplPäd. Friederike Bracht, Dr. Manfred Mätzke, Personal- und Organisationsberater

Organisationsdynamik und Persönlichkeit

■ Kurs: Arbeitsaufgabe und Organisationsprozess

10. - 17. Mai 2003

Ort: Stein bei Nürnberg

Leitung: DiplPäd. Friederike Bracht und Team

Nähere Auskünfte und Anmeldung:

Tel.: 09 11 / 68 06 - 140 oder per

E-Mail Bracht@frauenwerk-stein.de

Studienzentrum für evangelische Ju- gendarbeit in Josefstal e.V.

■ Von der Urgemeinde zum Großunternehmen

20.-24.01.2003

Wer in der Kirche arbeitet, hat 2000 Jahre Geschichte im Kreuz. Eine faszinierende Welt der Hoffnungen, Irrwege und Aufbrüche. Im Seminar werden wir uns mit dem Selbstverständnis von Kirche auseinander setzen. Dies geschieht in Beschäftigung mit Passagen der Kirchengeschichte und mit aktuellen Fragestellungen, wie der Leitbildentwicklung, Fragen der Ökonomisierung und der Stellung der Kirche in der pluralen Gesellschaft.

Leitung: Rainer Brandt, Britta Müller

Kosten: 247 Euro (incl. Vollpension im EZ)

Anmeldung: bis 16. Dezember 2002 per eMail unter Studienzentrum@josefstal.de oder
Tel.: 0 80 26 / 97 56 - 24

■ Kreuz und quer

Jugendliche auf ihrer Suche nach Leben begleiten

10.-14.2.2003

Das Seminar will helfen, die eigenen Kompetenzen als WegbegleiterIn wahrzunehmen, sie weiterzuentwickeln und Umsetzungsmöglichkeiten für die Praxis evangelischer Jugendarbeit zu gewinnen.

Leitung: Rainer Brandt, Susanne Schneider-Riede

Kosten: 240,- Euro (incl. Vollpension im EZ)

Anmeldung: bis 23. Dezember 2002 per eMail unter Studienzentrum@josefstal.de oder
Tel.: 0 80 26 / 97 56 - 24

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freimund-Verlag
Postfach 48
91561 Neuendettelsau

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Simon Fischer, Kind von Sabine geb. Schulz und Stefan Fischer, am 25.9. in Schwarzenbach a. Wald

Tobias Raphael Munzert, Kind von Susanne Catherina und Peter Martin Munzert geb. Wagner, am 9.10. in Landshut (Dingolfing)

Gestorben:

Fridolin Förster, Pfarrer in Nürnberg-Auferstehungskirche, 64 Jahre, am 25.10. in Nürnberg (Witwe: Hanna)

■ Beheimaten – jugendliche AussiedlerInnen zwischen allen Stühlen

24.-28.03.2003

Jährlich verlassen 100.000 Aussiedler und Aussiedlerinnen die Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion und kommen nach Deutschland. Knapp 50% unter ihnen sind unter 25 Jahren, die uns im Bereich der Schule, in der Jugend- und Konfirmandenarbeit begegnen. Sie bringen Ressourcen mit: die Mehrsprachigkeit, ihre kulturellen und religiösen Hintergründe. Gleichzeitig gibt es Irritationen und Unverständnis im Miteinander. Um ihnen eine »neue Heimat« anbieten zu können, braucht es Wissen und Verständnis für die Lebensbedingungen dieser Jugendlichen in ihren Herkunftsgesellschaften. Viel Anpassungsleistung wird von ihnen verlangt. Vor diesem Hintergrund gilt es tragfähige Konzepte zu entwickeln.

Leitung: R. Brandt, Georg Drescher, Klaus Wild
Kosten: 247,- Euro (incl. Vollpension im EZ)
Anmeldung: bis 17. Februar 2003 per eMail

Steffens

Eiblmeier

Letzte Meldung

»Liebe Mitarbeitende, die Landessynode setzt Zeichen und verkürzt ihre Sitzungen drastisch. Für die Ausschusssitzungen am letzten Samstag hat die Synodalpräsidentin mit folgender Zeile eingeladen:
»Erinnern möchte ich Sie nochmals an den Ausschusstag am ..., der in Nürnberg im Haus eckstein von 10.00 bis ca. 10.00 Uhr stattfinden wird.«
Von diesem rationellen Arbeitsstil können wir noch etwas lernen.«
aus: Telegramm der Woche, Nürnberg

unter Studienzentrum@josefstal.de oder
Tel.: 0 80 26 / 97 56 - 24 Aurachstr. 5,
83727 Schliersee

Bayerische Pfarrbruderschaft

■ Der Auftrag der Kirche im globalen Kapitalismus

13.1. 2003, 9.30 Uhr bis 16.00Uhr

Ort: Gemeindehaus von St. Egidien, Nürnberg
Zu Beginn Andacht in der Tetzlkapelle
Referent: Christian Nürnberger (Journalist, Autor)

Kosten: 13 Euro inkl. Mittagessen und Kaffee
Anmeldung bis 7.1. an: Dr. Bernd Busch, Valentin-Kindlin-Str. 7, 86 899 Landsberg,
Fax.: 0 81 91 / 94 32 65

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: Pfarrer.Pfarrerinnenverein@t-online.de